

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 10 (1948-1949)

Buchbesprechung: Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE INHALT SOMMARIO

Mélanges 1945. V. Etudes linguistiques (E. Risch), p. 268 — H. HOMEYER, *Von der Sprache zu den Sprachen* (E. Salomonski), p. 273 — K. ZANGER, *Contribution à la terminologie des tissus en ancien français* (C. Th. Gossen), p. 277 — G. GALICHET, *Essai de Grammaire Psychologique* (A. S.), p. 284 — K. LOBECK, *Die französisch-frankoprovenzalische Dialektgrenze zwischen Jura und Saône* (G. Ahlborn), p. 287 — R.-L. WAGNER, «Sorcier» et «Magicien» (E. Salomonski), p. 297 — A. CASTELLANI, *I Conti dei Fratelli Cambio e Giovanni di Detaccommendo + Il Registro di Crediti e Pagamenti del Maestro Passara di Martino da Cortona* (K. Huber), p. 298 — A. DE NEBRIJA, *Gramática Castellana* (A. S.), p. 301 — C. E. DUBLER, *Über das Wirtschaftsleben auf der Iberischen Halbinsel* (E. Salomonski), p. 305 — E. SALOMONSKI, *Funciones formativas del prefijo a-* (E. Seifert), p. 306 — Zur Erforschung des Hispano-kaufasischen (J. Hubschmid) p. 309 — B. MALMBERG, *L'espagnol dans le nouveau monde + M. L. WAGNER, Lingua e dialetti dell'America Spagnola* (K. Huber), p. 313 — A. FERREIRA DE CASTRO, *A Gíria dos Estudantes de Coimbra* (M. L. Wagner), p. 321 — J. A. CAPELA E SILVA, *Estudos Alentejanos* (M. L. Wagner), p. 327.

Mélanges 1945. V. Etudes linguistiques (Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg, fasc. 108), Paris 1947, 240 p.

Gleich bei Kriegsende beschloß die faculté des lettres der Universität Straßburg, um ihr neues Leben zu dokumentieren, fünf nach Fachgebieten geschiedene Sammelbände herauszugeben, welche zusammen mit einem Einleitungsband (*Mémorial des années 1939-1945*) den Gesamtnamen *Mélanges 1945* tragen sollten. Dieser Titel wurde auch dann beibehalten, als die Publikation infolge Pa-

piermangels und anderer äußerer Schwierigkeiten verzögert wurde. So erschien der fünfte Teil mit den *Etudes linguistiques* erst 1947.

Die Reihe eröffnet A. Juret mit dem Aufsatz: *La méthode linguistique comparative appliquée à la détermination des survivances indo-européennes dans la religion des Romains, des Grecs et des Hindous* (p. 1–21). Wie in seinen andern Arbeiten entfaltet J. auch hier seine große Kombinationsgabe, ohne viel Rücksicht auf herkömmliche Lautgesetze zu nehmen, und gelangt so zu phantasiereichen, aber vom Standpunkt bisher üblicher Sprachwissenschaft kaum akzeptablen Etymologien. So soll der Name der griechischen Göttin *Aphrō*, *Aphrodītē* eine idg. Basis **ə₂phr-* ‘Liebe’ enthalten, welche angeblich identisch ist mit **p(h)r-* in aind. *priyá* ‘lieb’, got. *frijōn* ‘lieben’ (dt. *freien*), wozu auch gr. *φίλος* ‘lieb’ gehören soll, wobei der Wechsel zwischen *r* und *l* als Zeichen besonderer Altertümlichkeit gewertet wird. Weil nun das Wort *Aphrodītē* indogermanisch sei, ergibt sich für J. selbstverständlich, daß damit auch die Gottheit schon so alt ist (p. 19, cf. p. 5). Es dürfte sich m. E. erübrigen, näher darauf einzugehen, um so mehr als J. unterdessen von seiner Professur zurückgetreten ist.

Im Aufsatz «A propos de la valeur temporelle du participe du parfait grec» behandelt A. Oguse folgendes syntaktische Problem (p. 23–39): Wie im Lateinischen und in andern Sprachen, ist auch im Griechischen das Partizip an sich zeitlos, d. h. die tatsächliche Zeit wird nur durch das finite Verbum des Satzes bestimmt. Demgegenüber behauptete Jacobsthal (Idg. Forsch. 21 [1907], Beiheft, p. 74), und zwar auf Grund scharfer Textinterpretation, daß das Part. Perf. sich niemals auf ein in der Zukunft liegendes Ereignis beziehen darf, also niemals etwa den Sinn eines lat. *Futurum exactum* annimmt. An Hand zahlreicher inschriftlicher und literarischer Beispiele sucht Oguse nachzuweisen, daß die These Jacobsthals in dieser verallgemeinerten Form nicht richtig sein kann. Wenn auch nicht alle Gegenbeispiele als beweiskräftig gelten können, so glaube ich doch, daß das Endergebnis bei O. richtig ist.

Der Latinist Jean Collart interpretiert im Aufsatz «Sur un passage de Tacite: *Histoires I, 23, 1*» (p. 41–45) den schwer verständlichen Ausdruck *memoriā Neroniani comitatus* als «in Erinnerung an Neros Benehmen bei seiner Garde».

Eine längere germanistische Abhandlung steuert L. Tesnière bei: *Les tricomposés elliptiques et le nom de l'Alsace* (p. 47–88). In einem ersten Teil (p. 47–70) spricht T. von der schon früher beobachteten Erscheinung der scheinbar zweigliedrigen Komposita, welche in Wirklichkeit drei- (oder mehr-) gliedrige Komposita mit weggelassenem (elliptischem) Mittelglied sind, also etwa dt. *Ölzweig* = *Öl(baum)zweig*, *Luft-keller* = *Luft(schutz)keller*, *Liebes-*

paket = *Liebes(gaben)paket*¹. Im Einzelfall ist es nun, wie auch T. am Anfang (p. 51 s.) selbst betont, oft sehr schwer, die Grenze zwischen den gewöhnlichen und den elliptischen Komposita zu ziehen. Ist z. B. *Rot-stift* eigentlich *Rot(blei)stift* oder einfach *Rot + Stift* (im Sinne von «Schreibstift»)? Von den zahlreichen Beispielen T.s sind nun leider nur wenige wirklich überzeugend, und weitaus die meisten können ebensogut, wenn nicht noch besser, als gewöhnliche zweigliedrige Komposita aufgefaßt werden, z. B. ist *Außen-minister* (p. 55) wohl einfach *Minister für Äußeres* und nicht **Außen(politik)minister*. Andere Beispiele sind noch ungünstiger, wie *Milch-verkaufs(mann)* (p. 57), *Kranken(pflege)schwester* (p. 56), *Löwen(gasthaus)wirt* (p. 67) u. a. m. Verschiedenes ist geradezu falsch, z. B. *stich-haltig*, das nicht aus *stich(proben)haltig* verkürzt ist (p. 55), sondern das ist, was *Stich hält, stichfest* ist, oder *Stroh-witwe*, das T. als *Stroh(feuer)witwe*, d. h. «Witwe von nur kurzer Dauer» erklärt (p. 57 s.), während *Stroh* hier das Lager bedeutet («die, welche allein auf dem Stroh bleibt»), cf. Kluge-Götze, *Et. Wb.* s. v. Unannehmbar sind auch die zahlreichen Beispiele mit *Wein* (p. 65 s.), wie *Wein(reben)stock*, *Wein(reben)bauer*, *Wein(reben)garten* usw. Diese Mängel dürften davon herrühren, daß T. an die deutschen Komposita meistens einen sprachfremden Maßstab anlegt, nämlich die französische Übersetzung, anstatt entweder zu fragen, ob solche Beispiele von Deutschsprachigen als Ellipsen empfunden werden (oder zu bestimmter Zeit empfunden wurden), oder dann ihre historische Entstehung zu untersuchen, z. B. kennt bei *Weingarten* schon das Gotische das entsprechende *weinagards* während das angeblich zugrunde liegende *Weinrebe* offenbar jünger ist. Da solche scharfe Fragestellung meistens fehlt, ergibt sich aus der großen Masse der von T. fleißig gesammelten Beispiele eigentlich nur die Bestätigung der schon bekannten Tatsache, daß bei Komposition das logische Verhältnis der einzelnen Teile sehr oft nicht genau ausgedrückt werden kann, was übrigens mutatis mutandis für die ganze Wortbildung gilt.

Ich habe diesen Teil des Aufsatzes deswegen ausführlicher besprochen, weil er ein wichtiges Problem behandelt, das die gesamte Sprachwissenschaft angeht. Formell aber dient er bei T. selbst nur als Einleitung zum zweiten Teil (p. 70–88) über die Etymologie des Namens *Elsaß*. Nach der Aufzählung der ältesten Belege des Namens und der bisherigen Deutungen trägt er p. 83 ss. seine eigene Ansicht vor, wobei er im wesentlichen Zeuß folgt (Die Deutschen

¹ Letztes Beispiel bei F. SOMMER, *Zur Geschichte der griech. Nominalkomposita* (Abh. Bayr. Ak. Wiss., Phil.-hist. Kl. N. F. Heft 27, 1948), p. 35, N 1.

und die Nachbarstämme, 1837, p. 318): ahd. **Ali-saz* (in *Ali-satius, -ia*) 'Sitz in der Fremde' mit *ali-* zu got. *aljis* 'anderer' = lat. *alius*. Nur darin weicht er von Zeuß ab, daß er den Namen als elliptisches **Ali(lant)saz* 'Sitz im andern Lande' erklärt. Ob diese Annahme unbedingt notwendig ist, möchte ich zwar bezweifeln, sicher ist aber T.s Diskussion über die verschiedenen ahd. Komposita mit *ali-* (*eli-*), von denen später bekanntlich nur *Elend* < *eli-lenti* erhalten blieb, und die Darstellung des ganzen Problems sehr wertvoll.

Eine interessante Untersuchung darüber, wie sich der stilistische Wert einiger französischer Ausdrücke im Laufe der Zeit ändert, bietet uns G. Gougenheim, *Langue populaire et langue savante en ancien français* (p. 89–114). Das einzige volkstümliche Wort für «Fluß» war zunächst offenbar bloß *eau* (*aqua*). Dagegen ist *flum* (*flūmen*), das seit dem 14. Jh. verschwindet, gelehrt («clerical»), und wird vor allem beim Jordan und Nil gebraucht. In gleicher Weise treffen wir im Altfranzösischen und noch bei Rabelais das etwas jüngere *fleuve* (*fluvius*) fast nur bei den biblischen und antiken Flüssen. Das vierte Wort endlich, *rivièrē* (*ripāria*), zeigt zunächst die alte, später nur noch in spärlichen Überresten erhaltene Bedeutung «Ufer». Seit dem 12. Jh. aber begegnet uns die neue Bedeutung «Fluß», und zwar als allgemeine Bezeichnung für jeden gewöhnlichen Fluß. So stellt Joinville *les autres rivieres* dem Nil, den er *flum* oder *fleuves* nennt, gegenüber (p. 95). Nach der Ansicht G.s hat auch hier zunächst etwas Gelehrtes mitgespielt, nämlich die falsche etymologische Verbindung mit *rīvus*, vlat. auch «Fluß» (p. 97). Jedenfalls aber wird es bald zum üblichsten Ausdruck für «Fluß». Seit dem 15. Jh. gibt nun *fleuve* die klerikal-gelehrte Beschränkung auf und wird das «vornehme», im übrigen aber mit *rivièrē* synonyme Wort des gehobenen (oder verschrobenen) Stiles. Später aber, im 17. und vor allem im 18. Jh. gewinnt *fleuve* einen neuen wissenschaftlichen Wert: es ist der große Fluß, welcher ins Meer mündet, wobei das Kriterium der Größe seit dem 19. Jh. stetig an Wert verliert. Gleichzeitig wird aber *rivièrē* auf «Fluß, der in einen andern mündet» beschränkt, während als neues allgemeines Gattungswort *cours d'eau* aufkommt.

Ähnliches läßt sich auch bei *en* mit Städtenamen beobachten (p. 109 ss.), das ebenfalls eine Nachahmung des Lateins ist: *en Jérusalem*, *en Bethléem* nach *in Hierusalem* usw. Man braucht *en* bei biblischen, aber auch bei antiken Städtenamen, z. B. *en Troie*, *en Athènes* (so besonders deutlich bei Rabelais), sonst aber *à*. Während nun aber die Unterscheidung zwischen *fleuve* und *rivièrē* einen neuen zunächst stilistischen, dann wissenschaftlichen Wert bekam, wurde die logisch nicht zu rechtfertigende Unterscheidung zwi-

schen *en* und *à* im Laufe des 17. Jh. aufgegeben. Was heute noch davon geblieben, ist künstlicher Archaismus.

Den längsten und umständlichsten Aufsatz steuert F. Remigereau bei: *Les enfants faits par l'oreille, origine et fortune de l'expression* (p. 115–176), eigentlich nur einen Kommentar zu Molière, *Ecole des femmes*, v. 163, wo die absichtlich in Unwissenheit gehaltene Agnès fragt:

Si les enfants qu'on fait se faisaient par l'oreille.

Um den Sinn und die Geschichte dieses Ausdruckes zu untersuchen, den man Molière als derb und geschmacklos ankreidete, und den er selbst als allgemeingebräuchlich («sottise triviale»), aber in den Zusammenhang passend bezeichnet, führt uns R. unerwartete Wege. An Hand zahlreicher Belege aus den Kirchenvätern, den mittelalterlichen Hymnen, der Ikonographie und der französischen Literatur (besonders Rabelais) zeigt R., daß der Ausgangspunkt in der Theologie zu suchen ist. Verschiedene griechische Kirchenväter stellten nämlich die Frage, wie denn bei Maria die Empfängnis erfolgt sei, und fanden die Antwort (p. 123 ss.): *διὰ τῆς ἀκοῆς εἰσῆλθεν τὸ Πνεῦμα τὸ ἅγιον* (oder *ὁ Λόγος σαρκωθησόμενος*) «durch das Gehör, das Ohr, drang der heilige Geist ein (oder der göttliche Logos, der Fleisch werden sollte)». Einige gingen noch weiter und lehrten, daß auch die Geburt Christi auf ebendemselben Wege erfolgt sei. Obwohl der Westen darin viel zurückhaltender war, waren auch hier solche Ideen nicht unbekannt. Besonders beliebt scheint der Hymnus Bonaventuras gewesen zu sein (p. 140 ss.):

Gaude Virgo, mater Christi, quae per aurem concepisti, . . .

Unterstützt durch bildliche Darstellungen, verbreitete sich im Volke trotz kirchlichen Gegenmaßnahmen eine konkrete Auffassung dieser *conceptio per aurem*, woraus dann Ausdrücke wie sizil. *essere vergine solo dell'orecchio* (p. 166 s.) oder fr. *les enfants se font par l'oreille* entstanden. Freilich bleibt trotz aller Gelehrsamkeit R.s noch verschiedenes unklar, z. B. ob der Ausdruck einfach unserem Storch entsprach oder zunächst bei Fehlritten von Mädchen gebraucht wurde.

Die beiden letzten Aufsätze beobachteten Spracherscheinungen der neuesten Zeit. Am aktuellsten war im Jahre 1945 B.-O. Unbegaun mit: *Les argots slaves des camps de concentration* (p. 177–193). Diese an sich meist ephemeren Ausdrücke aus dem Lager von Buchenwald verdienen vor allem deswegen das Interesse der Linguisten, weil sich hier die Entstehung eines Wortes oft recht genau fixieren läßt. Wichtig scheint mir etwa die Beobachtung, daß dt. *Blockältester*, *Tischältester* usw. im Russischen – und ähnlich im Polnischen und Tschechischen – durch *blokovoj*, *stolovoj* (zu *stol* 'Tisch') usw. wiedergegeben wurden, also mit substantivierten

Adjektiven, ohne daß sie vorher je wirklich adjektivisch gebraucht worden wären, und natürlich auch ohne daß irgendein anderes Substantiv ausgefallen wäre (p. 182)¹.

Unter dem Titel *Le polymorphisme de l'r dans la Haute-Loire* (p. 195–238) beschreibt endlich G. Straka in Zusammenarbeit mit dem Dialektologen P. Nauton phonetisch genau die in Frage kommenden *r*-Laute, z. T. sogar mit Hilfe von Zeichnungen, gibt ihre geographische Verbreitung und ihren etymologischen Wert an und sucht dann schließlich auch ihre Entstehung zu erklären. Zwei Gebiete sind in diesem Département besonders interessant: Im Westen ist, wie im benachbarten Teil von Cantal und Lozère, das intervokalische *l* durch ein pharyngales, fast wie dt. (a)ch klingendes *ṛ* vertreten, während das alte *r* als Zungenspitzen-*r* (*r* apico-alvéolaire vibrée) erhalten bleibt, also *muri* 'mourir' aber *lu muṛi* 'le moulin' (p. 213). Dieser Zustand wird nun aber dadurch gestört, daß durch den Einfluß des Französischen das Pariser uvulare *ṛ* eindringt, und zwar sowohl für *r* als auch für *ṛ*. Auch im Nordosten sind etymologisch verschiedene *r*-Laute nebeneinander da, nämlich ein Laut, der je nach Gegend als *r*, als *ṛ* (*r* apicale dévibrée) oder als *z*, *z* erscheint und das alte intervokalische *r* fortsetzt, und ein *ṛ*, das dem alten *r* in jeder andern Stellung (auch der Geminata) entspricht. In einigen Punkten dieses Gebietes ist nun das intervokalische *l* mit dem intervokalischen *r* zusammengefallen, also *para*, *paža* 'parare' – *par_a*, *paž_a* 'palam' (p. 207). Doch ist hier kaum der Platz, näher auf diese komplizierte Materie einzugehen.

Zusammenfassend glaube ich feststellen zu können, daß es den Mitarbeitern bei diesen *Mélanges* fast ausnahmslos gelungen ist, Themata zu behandeln, welche nicht nur das Interesse der engen Fachkollegen, sondern auch dasjenige weitester linguistischer Kreise verdienen, so daß die *Etudes linguistiques* der *Mélanges 1945* wesentlich mehr bieten als eine bloße Sammlung von Aufsätzen, welche zufällig 1945 bereit waren.

Zürich

Ernst Risch

•★

HELENE HOMEYER, *Von der Sprache zu den Sprachen*. Walter, Olten 1947.

Dieses äußerst inhaltsreiche Buch gehört sicher zu den bemerkenswertesten linguistischen Neuerscheinungen des Jahres 1947; doch darf vorausgeschickt werden, daß nur der kritische Leser in

¹ Das gebräuchliche Adjektiv zu russ. *stol* 'Tisch' zeigt andern Akzent: *stolovyj*, dazu substantiviertes Femininum *stolovaja* 'Speisezimmer'.

der Lage sein wird, das Werk gebührend zu beurteilen. Es handelt sich hier um eine wissenschaftliche Leistung, die in hohem, oft gefährlichem Maße von der Weltanschauung ihrer Verfasserin durchsetzt ist. Diese Feststellung soll durchaus keine in *globo* Verurteilung jeder grundsätzlichen Haltung eines Philologen implizieren; ein von gewissen Leitideen inspirierter Forscher ist sicher erfreulicher als eine gänzlich *sine ira et studio* funktionierende Denkmaschine. Gewisse von Homeyer formulierte und angewandte Kriterien vermögen auch recht sympathisch und positiv zu berühren; daneben aber steht immer wieder eine Perspektive, die vielleicht mit den Worten «konfessionelle Enge» umschrieben werden könnte und als solche wissenschaftlich nicht annehmbar ist.

Wir finden in Homeyers Buch 5 bzw. 6 in Umfang und Inhalt sehr verschiedenartige Kapitel. Das 1., Grundzüge einer Sprachphilosophie, geht den Beziehungen zwischen Philosophie und Sprachbe trachtung nach, dem Ursprung der Sprache, der Sprache und dem Sprechen, dem Verhältnis zwischen Denken und Sprechen, den Funktionen der Sprache, der Spracherziehung und, last not least, den Aufgaben einer christlichen Sprachphilosophie. Schon in dieser ersten Abhandlung treten Gefahr und Reiz des Ganzen zutage. Einerseits ist es wohltuend, von vornherein zu wissen, in welchem Lager die Verfasserin steht, und einige ihrer Prämissen wird auch jeder Philologe übernehmen können, soweit er überhaupt einem ethischen Weltbild verpflichtet ist; aber die Grundsätze einer christlichen Sprachphilosophie, wie sie die Verfasserin entwickelt, muten doch etwas eigentümlich an. Beispielsweise wird der historisch eingestellte Forscher die unbekümmerte Aneignung der Zehn Gebote unter gänzlicher Ignorierung desjenigen Volkes, das doch letzten Endes als Schöpfer dieser Formulierungen anzusehen ist, nicht gut heißen.

Das zweite und größte Kapitel des Buches, die Sprachlehre, ist gleichfalls teleologisch ausgerichtet. Es umfaßt einen phonetischen und einen grammatischen Teil, der sich um eine möglichst vollständige Darstellung von Morphologie und Syntax bemüht. Diese ganze Abhandlung ist durchaus auf philologische Leser zugeschnitten, da die im einzelnen entwickelten Gedankengänge für den Laien allzu voraussetzungsreich erscheinen. Andererseits würde gerade der Fachleser größere Vertiefung und vor allem häufigere Begründung und Unterlegung der meist recht apodiktisch aneinander gereihten Fakta wünschen. Immerhin ist das Ganze für den Philologen ein nützliches Kompaktkompendium, bzw. Repetitorium. Der Gesamtaufbau befaßt sich ausschließlich mit den indoeuropäischen Sprachen, deren Hauptvertreter zu Beispielen herangezogen werden, die man gern noch zahlreicher gesehen hätte. Bemerkenswert ist, daß

die Verfasserin auch die slawische Gruppe anhand des Russischen berücksichtigt; gerade hier wäre aber häufigere Übersetzung der Beispiele am Platze gewesen. – Einzelne fragliche Punkte sollen nur ganz kurz gestreift werden. So ist z. B. die Einordnung des Rhythmus in die Intonation (70/71) nicht unbedingt zwangsläufig; merkwürdig berührt die Behauptung, daß das Spanische Vokale im Schleifton bevorzugt (78). Vielschlimmer aber ist das konstante Jonglieren der Verfasserin mit den Begriffen «christlich» und «abendländisch». Einerseits stützt sich Homeyer nämlich in ihrer sprachlichen Betrachtung auf die indoeuropäische Sprachfamilie, deren Geschichte selbstverständlich weit in vorchristliche Zeit zurückreicht; andererseits bemüht sie sich krampfhaft, «abendländisch» und «christlich» gleichzusetzen, was in mehr als einer Beziehung gefährlich ist. – Neben derartigen Fragwürdigkeiten bietet das Buch aber viel Gutes und sogar Hervorragendes. Besonders gewisse Definitionen, wie die über Wort (90) und Satz (204) sind recht glücklich gestaltet. Manchmal tritt ein gewisses Mißverhältnis zwischen den einzelnen Kapiteln auf. So hören wir relativ ausführlich über die Eigennamen, aber nur ganz kurz über die Gattungs- und Stoffnamen (96–98). Einzelne Erklärungen, wie die von *adripare*, vermögen den Philologen nicht zu befriedigen (118/63). Schwerwiegender sind Behauptungen im Stile der folgenden (124): «In den europäischen Sprachen haben stets zwei Arten der Zeitbestimmung nebeneinander bestanden: nach der ersten – älteren – wird eine Handlung danach beurteilt, ob sie im Augenblick der Erwähnung noch andauert oder abgeschlossen ist und ob sie sich einmal oder wiederholt vollzieht... Es ist charakteristisch, daß die Griechen, die ihr Weltbild und ihre Sprache von der inneren Anschauung her formten, die erste Betrachtungsweise bevorzugt haben...» – Ein Philologe, der das Problem der Aspekte behandelt, ohne auch nur einen Blick auf die semitischen Sprachen zu werfen, kann von Enge des Horizonts kaum freigesprochen werden. Das ganze umfangreiche Kapitel hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck: es bietet einerseits zu viel und andererseits zu wenig. Die reine Deskription zeigt ihre Schattenseiten; so bei der Behandlung des imperativischen Infinitivs (131), die natürlich vom Italienischen und Spanischen keinerlei Notiz nimmt. Dagegen hat die Verfasserin Platz zur Entwicklung einer Trinitätsmythologie (143/44), die infolge ihrer Absichtlichkeit und Borniertheit verstimmt. Viele Einzelbemerkungen sind dann wieder ausgesprochen gut, so die Ausführungen über die adjektivische Relativität (148), über die Numeralia (155/56), bei denen man sich allerdings eine viel weitergehende Betrachtung gewünscht hätte, und zahlreiche andere. Besonders überzeugend wirken die Darlegungen der Verfasserin über den inneren Wahrheits-

gehalt sprachlicher Äußerungen (195/99). Wenn es aber (200) heißt: «...spreche ich vom ‚Allmächtigen‘, so muß der Hörer verstehen, daß ich damit ‚Gott‘, wie Ihn der Christ begreift, meine...», wird man doch bedauern, daß der Gottesvorstellung der Autorin so enge Grenzen gezogen sind.

Das 3. Kapitel über «die gesprochene Sprache» ist im Gegensatz zum zweiten für ein viel breiteres Publikum lesbar und befaßt sich z. B. mit den Themen der Umgangssprache, der Dialekte, der Sonder- und Berufssprachen usw. Es folgt ein ebenfalls kürzeres Kapitel über die Schriftsprache und eine abschließende Betrachtung der europäischen Sprachen, die wiederum eine bunte Mischung guter Gedanken und leider nicht immer exakter Fakten enthält. Gut sind die vorsichtige Behandlung des Indogermanenkomplexes (331) und die Reserve gegenüber den Rekonstruktionen (332/33), gut die Distanz von allen Rassetheorien (336) und die dualistische Darstellung des Sprachlebens (341). Weniger freut es uns, wenn (330) das Keltische zuerst als nichtindoeuropäisch bezeichnet, später aber (338) doch mitgezählt wird. Völlig unklar bleibt, wieso die Verfasserin bei einer Gliederung der indoeuropäischen Sprachen überhaupt auf Baskisch und Etruskisch Bezug nimmt (335); es ist aber anzuerkennen, daß sie prinzipiell immer «indoeuropäisch» sagt und auf den Indogermanenkultus bewußt verzichtet. Recht gut ist auch die Auseinandersetzung mit den so genannten Kunstsprachen (342–53).

Im Anhang des Buches finden wir zuerst eine Abhandlung über das Alphabet und dann eine Reihe kurzer Charakteristiken der wichtigsten indoeuropäischen Sprachen. In der ersten befindet sich ein übler Druckfehler, der die Entwicklung der hebräischen Quadratschrift ins vierte nachchristliche Jahrhundert verlegt (auch sonst kommen derartige Lapsus vor: 395 *-oire!*, 391 *el siglo del oro*, 266 *Espagnola*). Die abschließenden Kurzmonographien der einzelnen Sprachen sind gesamthaft recht gelungen und gehören mit zum Nützlichsten des ganzen Buches.

Von der Sprache zu den Sprachen ist eine enzyklopädisch angelegte Darstellung, die als solche weder in die Tiefe noch ins Detail zu dringen vermag; die Verfasserin hat einen großen Wissensstoff verarbeitet und mit zahlreichen, aber nicht erschöpfenden bibliographischen Hinweisen versehen – ein Buch, das dem Interessierten viel bietet, aber sowohl prinzipiell wie passim zur Kritik herausfordert.

Zürich

Eva Salomonski



KURT ZANGGER, *Contribution à la terminologie des tissus en ancien français, attestés dans des textes français, provençaux, italiens, espagnols, allemands et latins*. Chez l'auteur. Schüler, Bienné, 1945, 129 p.

Über die mittelalterliche Tuchindustrie im allgemeinen und diejenige Flanderns im besondern sind bisher etliche ausgezeichnete Arbeiten erschienen. Doch konzentriert sich in diesen das Interesse in erster Linie auf die technisch-wirtschaftliche Seite dieses bedeutenden Gewerbes. Es ist Zanggers Verdienst, die sprachlich mindestens so interessanten Aspekte in einer umfassenden Studie ins Licht gerückt zu haben. Durch die Konfrontierung der latinisierten, nordfranz., prov., ital., span., deutschen und schweizer. Belege dürfte sich nicht nur vom lexikologischen, sondern auch vom technisch-wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus manch neue Perspektive eröffnen. Das überaus reiche Material, das dieser Arbeit zugrunde liegt, ist Urkunden des 12.–15. Jhs. aus den genannten Sprachgebieten entnommen, wobei Nordostfrankreich den Ausgangspunkt bildet. Literarische Texte wurden nicht zu Rate gezogen. Noch wesentlicher als der von Z. für diese bewußte Unterlassung angeführte Grund («leur nombre est bien trop considérable, et puis les témoignages qu'on y trouve sont trop vagues...») scheint uns der Vorzug, Urkunden lokalisieren und datieren zu können, wodurch über Herkunft und Auftreten der Stoffe, wenigstens in gewissen Fällen, mit größerer Sicherheit etwas ausgesagt werden kann¹.

Die Urkunden teilt Z. in drei Gruppen ein (1. ordonnances, règlements, bans, keures; 2. tarifs de douane; 3. livres de comptes, inventaires), wobei er mit Recht auf den verschiedenen Wert dieser drei Quellengruppen, die sich gegenseitig ergänzen, hinweist. (Zusammensetzung, Herstellungsverfahren, Farbe der Stoffe, soziale Schichten, von denen die Stoffe getragen wurden, usw.) – Bedauerlich ist, daß Z. keine englischen Quellen herangezogen hat, da England und Schottland zu den wichtigsten Wollieferanten Nordfrankreichs gehörten². Das Studium der engl. Quellen würde vielleicht in die eine oder andere dunkle Frage, sei sie technologischer oder lexikalischer Art, Klarheit bringen.

¹ Der diesbezügliche Vorwurf Noël Dupires in seiner Rezension, *R* 68, 491–496, trifft nur insofern zu, als man den unzweifelhaften Vorzügen der literarischen Quellen diese Gewißheit opfern will. – Bei dieser Gelegenheit sei auf die ausführliche und ins Einzelne gehende Besprechung Dupires hingewiesen. Auf die von ihm beleuchteten Detailfragen werden wir hier in der Regel nicht mehr eingehen.

² Cf. z. B. ESPINAS, *Douai* II, p. 717 ss.

Z. hat sich nicht nur quellenmäßig und zeitlich beschränkt, sondern auch im eigentlichsten Sinne «stoffmäßig», indem er vor allem der Nomenklatur der «draps proprement dits», d. h. der im wesentlichen aus Wolle bestehenden Tucharten, nachgegangen ist. Andere, insbesondere Seidenstoffe, sind nur angeführt, wenn sie durch Häufigkeit, Farbe oder sprachliche Form bemerkenswert sind. Terminologisch unterscheidet Z. ebenfalls drei Gruppen: 1. Stoffbezeichnung nach Farbe oder Dessin, 2. nach der Herkunft (Herstellungs- oder Verkaufsort), 3. nach dem Herstellungsverfahren. Die Stoffnamen wurden in den Exportländern entweder übersetzt (fr. *roié* – ital. *vergato*), oder angepaßt (fr. *roié* – ital. *roia*), oder endlich einfach übernommen (fr. *mellé* – ital. *melle*). Anhaltspunkte bieten auch Qualität, Preis und Maß. Der Preis ist wegen der verschiedenen Währungen aber meistens nur schwer definierbar. Die Farbe – in raffiniertesten Varianten – und Zeichnung des Tuches scheinen als namengebend die Hauptrolle gespielt zu haben. Nahezu zwei Drittel der zitierten Namen gehen auf Farbbezeichnungen zurück. Seltener gibt die Herkunft den Namen: *arras, cambrisien, estanfort*; auf orientalische Städtenamen gehen *bougran* und *satin* zurück¹.

Die Zahl der aus lateinischer Ableitung gebildeten Namen ist verhältnismäßig gering (*burel, etamine, tulaine, impérial, naïf, sarge*, usw.). Lehnwörter sind *bru(oi)ssequin, taffelas, camocas*. Über das Herstellungsverfahren sind wir meistens schlecht im Bilde, da die diesbezüglichen Angaben in den Quellen sehr knapp sind; man setzte diese technischen Kenntnisse wohl als allgemein bekannt voraus.

Zanggers, in ihrem Rahmen, außerordentlich gründliche Arbeit gibt uns mit ihrer internationalen Terminologie einen Begriff von der europäischen Bedeutung der flämisch-nordfranzösischen Tuchfabrikation, die im 13. Jh. in höchster Blüte stand. Sie bietet dem Linguisten eine Fülle Material, das ihm oft nur um den Preis mühsamen Suchens zugänglich wäre, sprachlich und sachlich kritisch gesichtet und geordnet.

Anschließend noch einige Bemerkungen.

Z. führt einige Stoffnamen an, die aus einer Farbbezeichnung und dem mask. Suffix *-et* bestehen: *blanchet, griset, pierset, rousset*. All diese Stoffarten sind minderer Qualität. Das Suffix *-et* hat hier also pejorative Bedeutung, die es sonst im Altfranzösischen nicht besitzt. *caignet* als Ableitung von *CANUS* 'grau' gehört wohl auch hierher, ist in seiner Bedeutung aber umstritten. Immerhin zitiert Z. p. 108 das Adjektiv *kain-e* (Douai), welches einwandfrei das apikard. Ergebnis von *CANUS* darstellen kann. Das fem. Suffix *-ette*, das in

¹ Über die Bedeutung des Orients als Textilienlieferant cf. A. STEIGER, *Zur Sprache der Mozaraber*, RH 20, 669 ss.

brunette vorliegt, besitzt den verschlechternden Sinn des Maskulins nicht. Die *brunette* galt im allgemeinen als Stoff der reichen Leute, wurde aber in Südfrankreich und Spanien weniger geschätzt.

p. 34: *burel* figuriert im *REW* nicht unter Nr. 1411, sondern unter Nr. 1398 (**BŪRA*).

p. 40–41: Die Grundform von *camocas* ist pers. *kāmḥā* ‘Damast oder Brokat’¹.

Wie Du Cange andeutet, ist hier wohl auch fr. *moucade* (Cotgrave, 1611), vielleicht auch nfr. *moquette* ‘étoffe pour tapis’, ferner engl. *moccado* ‘Art Samtstoff’ anzureihen, die auf einen Typus *camocalo* > (*ca)mocato* zurückgeführt werden können².

p. 65: In seiner Besprechung bringt Dupire die Farbe des Stoffes *iraigne* (< ARANEA ‘Spinne’) mit *rouchi* und *saint-polois aréniée*, *arignie* ‘nielle des jardins’ zusammen, deren Blüten hellblau sind. Es ist aber zum mindesten merkwürdig, daß in den Quellen nie die Rede von «*iraigne bleue*» ist, sondern, wie Z. bemerkt, meistens «*vermeille*». Für das Wort *iraigne* als Farbbezeichnung ist eine Verwirrung mit den prov. Formen *irange*, *iranjal* ‘orangefarben’ sicher nicht auszuschließen (cf. Zangger, p. 76–77), insbesondere, da beide Wörter latinisiert mit *a*-Anlaut belegt sind. All dies scheint die Frage nach der Farbe doch eher zugunsten einer rötlichen als einer bläulichen Färbung zu entscheiden.

p. 107–109: *tiretaine* ‘étoffe dont la trame est de laine et la chaîne de lin ou de coton; tissu mixte, intermédiaire entre le drap et la toile’. Es sei hier versucht, eine befriedigende etymologische Deutung dieses seltsamen Wortes zu geben³, das erstmals 1247 in Douai belegt ist.

¹ Cf. DOZY-ENGELMANN 246, LOKOTSCH Nr. 1043: fr. *camocan* (Dozy mit der Bemerkung «pas dans les dict.»), welches auf die span. Form mit *n*-Auszlaut zurückgeht. Das Wort ist im Arabischen bei den spätmittelalterlichen Schriftstellern reichlich belegt. Es war auch in Byzanz heimisch, cf. DU CANGE, *Gloss. ad script. med. et inf. graec.*, Lugduni 1688, I, p. 563: *χαμογάς, χαμογάς* ‘nostris olim *camocas*, de qua voce diximus in *Gloss. Med. Latinit. hodie etiamnum *mocade**’. Ferner DU CANGE II, 54–55: *camoca*.

² *camocato* ‘fine Calicut cloth’ ist belegt in *Travels to Tana and Persia by Josafa Barbaro and Ambrogio Contarini*, ed. by LORD STANLEY OF ALDERLEY, London 1873, p. 62.

Cf. ferner HOBSON-JOBSON, p. 368–369.

³ Bisherige Deutungsversuche: *Gam. EWF* 845, Abl. von afr. *tiret* ‘Art Tuch’ < *tire* ‘Stoff aus Tyrus, Seidenstoff’. – A. DAUZAT, *Dict. étymol.*, Paris 1938, p. 711, ist gleicher Meinung und sieht im zweiten Teil des Wortes «une altération de *tèle*, forme dial. de

Zunächst eine Zusammenstellung der Formen, um uns über die primären und sekundären Bedeutungen des Wortes in den verschiedenen Sprachen klarzuwerden. Es sei vorausgeschickt, daß es im Aprov. nicht belegt ist. – Latinisiert: *tiretanus* (Du Cange 8, 112, gall. *tiretaine*, *tyreteinne*). Z. zitiert einmal *tyretana*, zweimal *tyretena*. Der Fabrikant heißt bei Du Cange *tiretanus* 'pannorum, qui tiretaines appellantur textor, nostris *tiretanier*', daneben *tiretenier*, *thiretier* (zweimal). – Französisch: afr. *tiretaine*, mit einer Reihe lautlicher, bzw. graphischer Varianten: *tiretainne*, *tireteine*, *tiretenne*, *tridennes*, *tyretennes*, *tierteine*, *tirlaine*, *tertaines*, *thirttaine*, *tritaine* (Belege bis 1581), bei Z. und Godefroy 10, 770–771. Fabrikant: *tiretier* (Godefroy 7, 728). Moderne Dialektformen: wall. *tirtâne* 'sorte d'étoffe de laine moutonne', liég. *tiretinne* 'étoffe grossière', saint-pol. *tirtân*, boulonn. *tirlangne* 'sorte de droguet de contexture grossière dont on faisait principalement des jupes pour les femmes', nprov. *tirantêino*, *tirlantêino*, *tirlintêino* und weitere Spielformen 'tiretaine, espèce de droguet', vielleicht auch rouchi *tarlatane* 'sorte de mousseline forte et claire' und nprov. *tarla(n)tano* 'sorte de mousseline, mauvaise étoffe'. Mit einem Stamm *trid-* finden wir das Wort in drei in Nord-Süd-Richtung liegenden Gruppen: erstens lothr., Haute-Meurthe *tridaine* 'étoffe de fil et de laine', Rémilly *tridèn* 'tiretaine', Moselle *tridinne*, *tridèn*, *tridèn* 'tiretaine; droguet (étoffe pour vêtements d'hiver); étoffe peu solide'; Pange (Kreis Metz) *tridèn* (ZRPh. 33, 193). Godefroys Beleg *tridennes* stammt auch aus Metz (1348). Zweitens burgund., bress.-louh. *tredaine*, *tridaine*, Montret *tri-*

toile». – Z. E. DUTKO, *FM* 3, 164 (1935): afr. *tire* < fränk. *TÈRI 'ordre, rang', dt. Zier. «En parlant d'une partie de la robe des femmes, le mot signifia d'abord 'rangée de découpures faite pour orner les hauts-de-manches des dames'.» In diesem Sinn von «Reihe» lebt das Wort als heraldischer Begriff weiter, ferner auch rouchi *tire* 'coupons de batiste ou de linon cousus ensemble...' (HÉCART, p. 454). Der Name der Verzierung wäre dann auf den Stoff selbst übertragen worden. Der zweite Teil des Wortes wäre, wie bei Dauzat, *toile* (im Westen *teile*, *tele*). Diese Annahme stützt Dutko mit angev. *telon* (< *tele*), das der pikard. *tiretaine* entspricht. *Tire-taine* würde also *toile de tire* 'Zierleinen' bedeuten. Abgesehen davon, daß die Erklärung des ersten Wortteiles semantisch höchst unwahrscheinlich ist, sieht man nicht ein, warum in einem ausgesprochen nordostfranzösischen Wort wie *tiretaine* die westliche Lautung *teile* grundlegend und warum *l* > *n* geworden sein soll, es sei denn, man nehme einen Einfluß von *laine* an. Der Wandel *l* > *n* ist im Pikardischen sehr selten und findet nur in vortoniger Silbe statt, z. B. Roubaix *kânsô* = fr. *caleçon*.

daine. Drittens frankoprov., dauph. *tridagno*, *tridaino*, *tridèino* 'mauvaise étoffe, chiffre, guenille', sav. *tredanna*, neben *tord-*, *terdanna* 'étoffe grossière de laine', Ollon *trødēna* 'drap grossier', Vaud *tredaine*, Chapelle d'Abondance *tredēna* 'tissu pour vêtements, jadis fabriqué'. Letztere Formen dürften dem von Z. (p. 108) angeführten ait. Typus *tritane* zugrunde liegen. – Sekundäre Bedeutungen: saint-pol. *tirtān*, *tirlātin* 'mauvaise viande remplie de tendons et de nerfs, qui ne peut se couper, qu'on parvient à peine à tirer et à déchiqueter', Pierremont: *tirlān* 'cartilage', Moselle *tridinne* 'fille légère', argot *tirlaigne* 'Dorfgauner', *tiretaine* 'voleur de campagne', usw. Diese sekundären Bedeutungen weisen eindeutig auf die schlechte Qualität des Stoffes hin. – Englisch: Murray, 10¹, 69, zitiert die afr. Formen und bemerkt 'worne ordinarily by the French peasants (Cotgr.); linsey-woolsey'; *tirletane* 'Zwirnflor' (Muret 2, 2209), eventuell auch *tartan* 'schott. Wollenzeug'. – Deutsch: Zu den von Z. angeführten Belegen gesellt sich *therentey* 'grobes, halbwollenes, halbleinenes Zeug, Beiderwand, Petermann'¹. – Spanisch: Z. führt nur den Beleg «*tiritaynas*... de Tornay» aus den Aranceles aduanas 10 an. Doch ist das Wort bereits 1268 in den Cortes de Jerez, I, 66 als *tiritanna* llana de Doay, *tiritanna* viada de Escanbie belegt².

¹ K. HÖHLBAUM, *Hansisches Urkundenbuch*, Halle, 1882–1886, Band III, p. 576. – Cf. auch die mnndl. Formen bei VERWIJS-VERDAM, *Middelnederlandsch Woordenboek*, Band 2, p. 178, Band 8, p. 251 und 332. Bedeutung: 'vestis lino et lana confectus, pannus linolaneus, vulgo linistima, linostema, burellum'. Ferner die deutschen Belege in L. DIEFENBACH, *Gloss. latino-germanicum med. et inf. aetatis*, Francofurti a. M. 1857, p. 331, und DU CANGE 5, 118. – Der deutsche Name der tiretaine ist *Beiderwand*, *Beederwand*, *Beilwand*, *Beedermann*, *Petermann* und wird von KLUGE, *EWD* 47, als 'beiderlei Gewand, Tuch von beiderlei Garn' gedeutet. Eine andere Etymologie möchte das Wort auf die Distrikthauptstadt im Dekkan Beeder (Bidar) zurückführen.

² Cf. den Artikel von AMÉRICO CASTRO, *RFE* 10, 129–130 (1930) und die dortigen Belege. Bei den aspan. Formen handelt es sich sicher um einen aus Douai, Tournai, Ypern usw. importierten Wollstoff. Die Bedeutung, die D. JULIO CEJADOR Y FRANCA, *Vocabulario medieval castellano*, Madrid 1929, p. 385, der alten *tiritalña* bei mißt 'pañ de seda de poco cuerpo' ist modern. Gemäß *DAut.* 'tela endeble de seda', unter Einfluß von *tiritar* 'vor Kälte zittern'. Andalusien 'vestido muy ligero de mujer'. Im übertragenen Sinn heißt das Wort nspan. 'bagatela, frusteria, cosa de poca entidad'. Wir stellen also eine ähnliche Entwicklung wie in den nordostfr. Ma. und im Argot fest.

Aus Vorstehendem geht eindeutig hervor, daß es sich bei der *tirelaine* grundsätzlich um einen Stoff geringer Qualität handelt.

Betrachten wir nun den Wortstamm *tir(e)*. Abgesehen von afr. *tire*, *tyre*, aprov. *tiri* 'kostbarer Stoff aus Tyrus', mit Suffix afr., aprov. *tiret* 'sorte de drap, d'étoffe précieuse', montois *tire* 'sorte de robe d'enfant', finden wir das Verb *tirer-ar* ziemlich oft im Zusammenhang mit der Textilfabrikation: afr., aprov. in der Bedeutung 'Tuch aufspannen' u. a. m., und, für unsern Gedankengang wesentlicher, afr. *tire* 'traime', nfr. *tirer à poil* (un tissu de laine, de coton) 'en faire paraître le poil, en le tirant avec une sorte de cardé' (DG 2, 2152); it. *tiree blanche*, *tinte*, *tirea nera*, *vermiglia*¹. Am aufschlußreichsten scheinen uns aber die *tirelle blanche*, von denen Evans sagt: «this material must have been the same as the *tirea* above, for the next line of this list mentions 'tiree blanche più grande'. The best available identification is Flemish *traielle*, a medium quality of cloth woven from somewhat inferior grades of wool.» Was *laine traiele* ist, wird nirgends genau beschrieben. Sie war jedoch zweifellos eine minderwertige Wolle. Espinas reiht sie in die «draperie légère». Damit ist der Zusammenhang *tirer-traire* hergestellt. Versuchen wir, auf Grund der spärlichen Angaben² über die Herstellung der *tiretaine*, dieser Beziehung nachzugehen. Einen wichtigen Fingerzeig gibt uns die Definition von npik. *misélaingne* 'étoffe grossière et solide dont les paysannes se font des jupes de travail. La chaîne est en fil de chanvre ou de lin, la trame en gros fil de laine provenant le plus souvent d'effilures de tricot, ou de laine dites *peignons*' (Jouancoux, s. v^o.); ferner liég. *mizelinne* 'bure, étoffe grossière' (Haust, 409), rouchi *misélaine* 'sorte d'étoffe grossière, faite de laine et de fil. Comme si l'on disait moitié laine. *Tiretaine*' (Hécart, 305); Moselle, *miselène*, *miselinne* 'bure (espèce de *tiretaine*, d'étoffe de laine)' (Zéliqzon, 452). Diese *peignons*, aus denen das Schußgarn besteht, entsprechen zweifellos den apik. *flocons*, dem Abfall beim Ausklopfen der Wolle. Diese Abfälle durften ausschließlich zur Herstellung des Einschlages von *tiretaine* verwendet werden, daher *tiretaine de flocons*. Es ist wahrscheinlich, daß solche Abfälle nicht nur beim Ausklopfen, sondern auch beim Kämmen und Karden der Wolle entstanden, daher der Begriff *peignons*. Nun hießen die Wollkarderinnen in Douai mit-

¹ Cf. Francesco Balducci Pegolotti, *La Pratica della mercatura*, ed. by ALLAN EVANS, Cambridge (Mass.) 1936, p. 426: «French tires, tirez are said to have been silks, but again Pegolotti's tiree were obviously woollens.»

² Wir entnehmen sie G. ESPINAS, *La vie urbaine de Douai*, II, p. 745–807.

unter *trairesses*. Auch das Verb *traire* ist in diesem Sinn belegt: «prendre laine pour *traire* ne pour *pignier*». Überdies brauchten auch die Walker eine Karte und nannten die einzelnen Züge mit diesem Instrument *traits*. Ferner haben wir ja nfr. *tirer à poil* 'karden' gesehen. Nur das Schußgarn wurde gekardet, daher afr. *tire* = *trame*. Die *Encyclopédie* 31, 110, definiert die *tiretaine* als aus einer 'trame en laine cardée très grossière' bestehend. Eine Substitution von *traire* durch *tirer* auch in der Bedeutung 'karden' ist durchaus naheliegend. So dürfen wir wohl annehmen, daß im Stamm von *tiretaine* das Verb *tirer* und nicht die Stadt Tyrus steckt. *Tiretaine de flocons* und *tiretaine de lin* sind übrigens nicht eigentliche Gegensätze, da die *flocons* für den Einschlag, Leinen oder Hanf aber für die Kette gebraucht wurden. Die beiden Namen geben lediglich verschiedene Qualitätsgrade an. Daß auf diese Qualitätsunterschiede großer Wert gelegt wurde und daß die *tiretaine*-Weber offenbar gerne minderwertiges Material verwendeten, beweist folgender Erlaß aus dem Jahre 1258: «Et si ne mece nus home ne feme boure, ne *flocon*, ne *laneton*, ne *gratuisse de peaus*, ne *estonture batue*, ne à *batre* (also offensichtlich Abfallprodukte), et ki onkes feroit *tiretaine* là u il y eust meslé avoec auqunes de ces *coses*, il perdroit le *tiretaine* malvaise et boine toute ensanle, et si seroit en forfait de 10 livres¹.»

Der burgund. und frankoprov. Typus *tridaine* macht keine Schwierigkeiten. Ein Blick auf die Karte 1245 des *ALF* (*tirer au sort*) zeigt uns, daß wir uns hier im Gebiet befinden, wo *tri(e)* für *tirer* vorkommt. Eine solche Metathese ist auch im Lothr. möglich; man denke an *tricoises* < *turcoises* 'tenailles', das als wall.-ostfr. Wort Eingang ins Schriftfranzösische fand. – Bleibt noch das Suffix zu erklären. Der Name des Herstellers von *tiretaine* ist *tiretanier*, häufiger aber und wohl auch älter *tiretier* (bereits 1253 belegt). Dies läßt auf einen Stamm **tiret* schließen (denken wir an *montois* *tire* 'sorte de robe d'enfant'), wobei ein Einfluß von *filet* wahrscheinlich ist, da der Ausdruck *filage* auch im Sinne von *peignage* verwendet wurde; *trame* = gekardetes Schußgarn und *filet* = gekämmtes Ket tengarn werden einander gegenübergestellt. Den Charakter des Suffixes *-et* in Stoffnamen haben wir weiter oben dargestellt. Für die Endung *-(et)aine* dürfte eine Beeinflussung durch */u(s)laine* 'Barchent' im Bereich der Möglichkeiten liegen, da auch Barchent ein Mischgewebe sein kann (leinene Kette mit Baumwollschnüß).

¹ V. GAY, *Gloss. archéol. du Moyen Age et de la Renaissance*, Paris 1928, p. 401. – In analoger Weise würde sich auch *laine traiele* erklären: Wolle, die aus den beim Karden entstehenden Abfällen gesponnen wird.

Da Mischgewebe im Mittelalter verhältnismäßig selten waren, ist eine solche Annäherung immerhin denkbar¹. – Abschließend läßt sich sagen, daß *tiretaine*, das nach allen Himmelsrichtungen wanderte, ein glänzendes Beispiel für die internationale Verbreitung der flandrischen Stoffe im Mittelalter darstellt.

Zürich

C. Th. Gossen

★

GEORGES GALICHET, *Essai de Grammaire Psychologique*. Presses Universitaires de France, 1947.

Der *Essai de Grammaire psychologique*, den der Autor vorlegt, ist ein neues grammatisches System, eine Analyse des heutigen Französisch, welche Galichet aber grundsätzlich und prinzipiell als auf alle Sprachen übertragbar betrachtet.

Der Verfasser rechtfertigt diesen Versuch mit der Unzulänglichkeit aller bisherigen grammatischen Darstellungen, die er global in zwei Kategorien teilt: die Kataloge und die Logiken. Die neue *Grammaire psychologique* soll weder der einen noch der anderen Gruppe angehören, sondern die sprachliche Ausdrucksform als Materialisation menschlichen Denkens und Empfindens aufzeigen, wobei allerdings, vielleicht infolge des zur Exemplifizierung gewählten Idioms, der Akzent ziemlich stark auf dem Denken liegt. Galichets Ausführungen sind nicht zum raschen Durchlesen geeignet; seine methodische Struktur ist nur assimilierbar, wenn man sie sich Satz für Satz erarbeitet, und vom passiven Verstehen zur selbständigen Anwendung ist noch ein weiter Weg. Es besteht aber kein Zweifel daran, daß die fesselnden Gedankengänge des Autors aller Aufmerksamkeit wert sind und dem Philologen eine heilsame Denkschule bieten können, trotzdem er gelegentlich erkennen wird, daß der Verfasser vor allem Denker ist und ihm in konkret philosophischen Dingen hin und wieder Irrtümer unterlaufen.

Versuchen wir nun im folgenden, einige der wichtigsten Thesen Galichets kurz zu charakterisieren, um eine erste Vorstellung dieses Werkes zu vermitteln.

Die Mitteilbarkeit menschlicher Bewußtseinsinhalte kann nur durch einen selektiven Akt des Individuums, durch eine diskursive

¹ Für den Typus *tridaine*¹ müßte man in diesem Falle eine Sonorisierung des intervok. *-t-* > *-d-* annehmen. Diese Erscheinung ist relativ selten; immerhin vergleiche man: aburgund. *pidie*, *pidé* 'pitié' (FS 7, 1, 114), lothr. *pidance* (ZÉLIQZON 513) und die Spielformen von *chadaine*¹ = afr. *chevelaigne* 'capitaine' (GODEFROY 2, 114–115).

Gestaltung des spontanen Gedankens erreicht werden. Diese Transposition ist aber für jedes innerhalb einer Sprachgemeinschaft lebende Individuum ein so selbstverständlicher Vorgang, daß uns die Diskrepanz zwischen Denken und Sprechen nur selten bewußt wird und wir für gewöhnlich überhaupt nur in sprachlichen Formen denken. Unsere sprachliche Ausdrucksmöglichkeit ist zweidimensional, d. h. sie besitzt eine räumliche und eine zeitliche Komponente, deren charakteristische Ordnung die Basis des gegenseitigen Verstehens bildet.

Aus diesem grundsätzlichen Dualismus erwächst der Aufbau des ganzen Gebäudes.

Der Raum ist der Bereich der Dinge, der Wesenheiten, die Galichet als *«être»* bezeichnet; in der Zeit spielen sich die Phänomene ab, die wir mit der Terminologie des Autors Prozesse nennen wollen.

Als erstes Beispiels dieses Schemas gibt er uns den Satz *«Le cheval brun tire la voiture»* und analysiert ihn folgendermaßen: ein Wesen *«das Pferd»*, von dem wir eine Eigenschaft abstrahieren *«seine Farbe»*, ist der Urheber eines Prozesses *«ziehen»*, welcher sich auf ein anderes Wesen, im vorliegenden Falle einen Gegenstand *«den Wagen»*, auswirkt.

Dieser Beschreibung liegt selbstverständlich ein viel komplexerer Vorgang zugrunde, dem unter anderem die Assoziation von Begriffsbild und sprachlichem Zeichen angehört, deren Synthese das Wortbild schafft. Die im Rahmen psycho-logischer Systeme organisierten Wortbilder sind als Gesamtheit die Sprache, welche den Ausdruck komplexer Gedanken ermöglicht.

Das feste Element der psycho-linguistischen Einheit des Sprachbildes bleibt jedoch immer der Grundbegriff, der allen anderen grundeliegende Wesenswert. Die beiden Hauptbegriffswerte, bzw. das Grundbegriffspaar, Sein und Werden, haben wir bereits genannt. Auf der sprachlichen Ebene entspricht dem Seinsbegriff ein mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteter Bildbegriff: das Wesen ist eine Einheit, die wir als statisch, als sich selbst genügende Individualität und folglich alszählbar, klassifizierbar, beschreibbar empfinden; es kann zum Urheber oder Gegenstand eines Prozesses werden. Aus der phänomenologischen Species *‘Seiendes’* erwächst die Wortbilderfamilie der Nomina, bei Galichet, *l’espèce nominale*. In ähnlicher Weise führt der Prozeß, zu dessen Charakteristika Zustand, Zeitlichkeit, Modalität, Richtung usw. gehören, zur Genesis der Verba. Diese beiden Grundspezies bedürfen aber noch der Präzisierung, Charakterisierung und Determinierung, Aufgaben der *espèces adjointes*, die wir vielleicht als *‘zugeordnete Arten’* übersetzen können und die in der traditionellen Terminologie Adiectiva

und Adverbia umfassen. Diese Wortarten haben die Aufgabe, die virtuellen Charaktere der Hauptspecies zu abstrahieren, ihnen diese zuzuordnen und sie hervorzuheben. Die Beziehungen zwischen den vorgehend genannten species werden durch die *espèces intermédiaires*, die Mittlerarten, Präpositionen und Konjunktionen hergestellt.

Der Gebrauch, die Anwendung der *espèces grammaticales* wird von den Kategorien übernommen, welche die Wortarten in bezug auf Geschlecht, Zahl, Zeit, Aktionsart, Genus verbi, Person usw. limitieren. Mit den Kategorien gehen wir vom lexikalischen ins eigentlich grammatische Gebiet über. Diese Verlagerung der Wortarten aus der Virtualität in die Realität beruht nicht auf rein logischen Schöpfungen, sondern entspringt zunächst den spontanen Operationen des Geistes bei der Ausdruckgebung des Erkenntnisaktes. Die Kategorie der Zahl entspricht einer wesentlichen Eigenschaft jedes Dinges; Zustand und Zeit sind spezifische Merkmale des Prozesses. Die Kategorien gehen also ursprünglich aus der Natur der Dinge selbst hervor (d. h. aus der uns erscheinenden, von uns wahrnehmbaren Form), wenn auch der menschliche Geist sich gewisse Abstraktionen und Betrachtungsweisen erlaubt, die z. B. den Kategorien des Genus verbi (Galichet: *voix*) und des Modus zugrundeliegen. Schließlich gibt es auch Kategorien, die nur innerhalb gewisser sozialer Gruppen, d. h. bestimmter Sprachen eine Rolle spielen, wie etwa das Belebte und das Unbelebte, das Heilige und das Profane. Allgemein gesagt, kommt den Kategorien die Aufgabe zu, das Ding, das Seiende, zu individualisieren (mittels Geschlecht und Zahl) und den Prozeß zu singularisieren (mittels Zustand, Zeit, Modus, Genus verbi, Person).

Noch fehlen aber die Beziehungen zwischen den einzelnen Wortarten, die Funktionen. Die Verbindung von Sein und Werden, in welcher das Seiende sich durch das Werden offenbart, vollendet oder erzeugt, führt zur Funktion des Subjektes. Aus der Vollen dung dieser Verbindung in einem anderen Sein ersteht die Objektfunktion. Zur weiteren Situierung des Seienden in bezug auf andere Wesen kann die Umstandergänzung, die adverbiale Bestimmung, auftreten oder zu seiner Determination das Attribut, welches die Manifestation irgendeines Merkmals zu einem bestimmten Zeitpunkt spezifiziert. Damit sind einige der wichtigsten syntaktischen Funktionen umschrieben, welche die Identifizierung der gedanklichen Elemente im Hinblick auf den sprachlichen Ausdruck vollenden.

Dieses System sprachlicher Werte besteht grosso modo in allen menschlichen Idiomen, ein Zeugnis der grundsätzlichen Einheit des Geistes; verschieden sind vor allem die konventionellen Zeichen,

welche zum mitteilbaren Ausdruck dieser Werte gewählt wurden. Das Verhältnis zwischen Zeichen und Sprachwert wird von verschiedenen Bedingungen beeinflußt, die zum Teil phonetischen, gelegentlich graphischen Ursprungs sind oder auch auf psychologische Momente zurückgehen. Diese im ganzen gesehen historische Entwicklung erstreckt sich aber immer nur auf die Zeichen; der Sprachwert als solcher wird nicht berührt. Der Wert des Zeichensystems liegt also in den von ihm übersetzten Sprachwirklichkeiten. Denken, Sprachwerte und Zeichen sind drei eng verbundene Schichten, deren Trennung gar nicht immer ganz einfach ist.

Damit ist, in starker Verkürzung, das Gerippe der *Grammaire psychologique* von Galichet umschrieben.

Auf Grund seiner prinzipiellen Analyse behandelt er in drei Hauptteilen die grammatischen Arten, Kategorien und Funktionen als drei Wertserien, deren Kombination die Sprache bildet. Dabei gelangt er indirekt zu einer wertvollen Charakterisierung der Wesenszüge des Neufranzösischen und zeigt gleichzeitig die in die Zukunft weisenden Tendenzen der Sprache, zu denen er beispielsweise die Unveränderlichkeit des Partizips der mit *avoir* konjugierten Verben rechnet.

Das in seiner geistigen Freiheit revolutionäre Buch ist bewunderungswürdig konstruiert und stellt eine hervorragende Leistung dar, welche jede linguistische Betrachtung in hohem Maße und geradezu bahnbrechend befruchten wird. Galichet kann durch seine grundsätzlichen Erkenntnisse, durch seine genetische Analyse der sprachlichen Phänomene als Vollender, durch manche Einsicht sogar als Überwinder der Genfer Schule begrüßt werden.

A. S.

*

KONRAD LOBECK: *Die französisch-frankoprovenzalische Dialektgrenze zwischen Jura und Saône* (Romanica Helvetica, vol. 23). Rentsch, Zürich, et Droz, Genève, 1945; 318 pages et 6 cartes linguistiques.

Où passe, au nord, la limite entre le franco-provençal et le français? Jusqu'à présent, autant d'auteurs, autant de réponses à cette question. C'est que les matériaux sur lesquels on s'appuyait, étaient très partiels et de valeur inégale. M. Lobeck a voulu en avoir le cœur net et il est parti étudier la question sur le terrain. Le résultat de cette enquête méthodique se trouve aujourd'hui condensé dans le beau volume dont on vient de lire le titre, livre riche de faits et d'idées, qui a le grand mérite de nous donner enfin, après tant de

vues sommaires, une idée précise et nuancée de la situation linguistique de la Franche-Comté.

Le livre de M. L. comporte deux parties de dimensions à peu près égales: dans la première, M. L. résume les résultats auxquels aboutit son enquête, discute et conclut; la seconde – qui n'est pas la moins instructive – nous offre environ 30.000 formes patoises, la plupart inédites jusqu'à présent. La moitié de ces formes a été obtenue par M. L. lui-même qui, muni du questionnaire des Tableaux phonétiques des patois suisses-romands et d'une liste d'environ cinquante mots supplémentaires, a exploré en 1935–1936 40 villages francs-comtois. Le reste est constitué par les matériaux qui, au début de ce siècle, avaient été réunis par Gauchat, Tappolet et Jeanjaquet dans 30 autres villages de la même région et qui n'avaient pas été publiés jusqu'à présent. Comme M. L. a aussi largement mis à profit l'*ALF* et les Tableaux phonétiques des patois suisses-romands ainsi que diverses monographies locales, on voit sur quelle vaste base il a fondé sa documentation: son livre tient compte du parler d'environ 125 villages.

On comprend facilement quels frais énormes entraîne la publication d'une telle masse de matériaux. M. L. s'en est tiré en simplifiant la transcription de ses relevés et en groupant ensemble des formes semblables. Ce système comporte évidemment divers inconvénients pour le lecteur; on est souvent gêné par l'absence de signes de quantité et d'accentuation quand on essaie d'interpréter les formes.

L'exposé proprement dit se compose d'une série de chapitres consacrés aux voyelles accentuées (p. 16–61), finales (p. 62–72) et protoniques (p. 73–75), aux consonnes (p. 76–103), à la morphologie (p. 104–108), à la frontière linguistique (p. 109–113), au lexique (p. 114–144); les conclusions se trouvent résumées p. 145–148. M. L. essaie d'y dégager, au milieu de l'infinie variété des formes actuelles les grandes lignes de l'évolution et d'établir ainsi une série d'isophones qui lui paraissent caractéristiques. Les 53 cartes qu'il a confectionnées pour illustrer les divers traitements n'ont malheureusement pas été publiées (elles se trouvent déposées au Bureau du Glossaire). L'auteur s'est contenté d'insérer à la fin de son volume six cartes synthétiques qui donnent cependant une idée des caractéristiques essentielles.

Je relève parmi les limites phonétiques particulièrement significatives: celle qui montre le traitement de l'*ा* final après non-palatale (c'est une ligne passant à peu près horizontalement à une dizaine de km. au sud de Besançon; elle commence à la frontière suisse à peu près à la hauteur de La Chaux-de-Fonds, s'arrête au sud-ouest de Besançon à la Forêt de Chaux, et oblique ensuite vers

le sud-ouest pour aboutir à Tournus). Elle coïncide avec celle de palatale + *ATA* qui n'en est d'ailleurs qu'un autre aspect (*i* en territoire français, *ya* dans les villages franco-provençaux). A quelques km. au sud et à l'est de cette limite phonétique passe tout un faisceau d'autres isophones caractéristiques: *c* devant *a* (*č* au nord et à l'ouest, s'opposant à *ts* ou à *θ*); *UN* en position finale (*ō* du côté franco-provençal), *pierre* et *fier* (trace d'une diptongue en territoire franco-provençal s'opposant à la voyelle simple de l'autre côté). D'autres limites rappellent celle de l'*a* final à cette exception près qu'elles ont été refoulées, à l'ouest, vers Salins et Lons-le-Saulnier; c'est le cas de l'*u* final (dans: *coude*, *je chante*), et de *pain* (*ā* en territoire franco-provençal).

Jusqu'à présent j'ai rappelé, d'après les indications de M. L., les traitements phonétiques qui opposent la partie franco-provençale de la Franche-Comté à sa partie française. Il y a cependant des particularités phonétiques qui, tout en étant caractéristiques des parlers du nord, s'avancent bien loin en territoire franco-provençal. Ainsi les isophones pour *laine* (avec *e* et non pas *a* nasal), pour *porte* (avec perte de l'*r* et modification de l'articulation du *t* suivant), pour *ɛ* fermé libre (nombreuses traces d'une diptongue *we*), pour *ɛ* entravé par *n* (donnant *ā* ou *ō* et mais jamais *ē*) traversent horizontalement la Franche-Comté à une dizaine de km. au sud de Lons-le-Saulnier et remontent ensuite le long de la frontière suisse.

Parmi ces diverses caractéristiques, quelle est celle que M. L. va retenir pour établir sa frontière linguistique? Il finit par s'arrêter au traitement des finales (p. 110), se rangeant ainsi à l'opinion exprimée par Dartois dès 1850 et reprise récemment par M. Hasselrot dans son étude sur *nostron*. Il est intéressant de comparer le tracé de la frontière linguistique tel qu'il apparaît dans ces trois études. Sa direction générale est partout la même mais il y a, en général, quelques km. d'écart entre les limites indiquées. Le domaine franco-provençal délimité par M. L. dépasse légèrement le territoire que M. Hasselrot attribue au franco-provençal mais s'arrête un peu en deçà de la limite fixée par Dartois (au nord, du moins, où les indications de Dartois sont plus précises). Faut-il conclure de là que d'anciens parlers franco-provençaux se seraient francisés depuis 100 ans? Nous ne le croyons pas. Si M. L. n'a pas exploré les villages situés à la limite de Dartois, cela tient sans doute à ce que le patois y est mort, ces villages étant situés le long de la grande route de Besançon au Russey.

Faut-il croire que pour d'autres caractéristiques, la frontière linguistique a varié au cours des âges? C'est bien vraisemblable. Le faisceau d'isophones passant un peu plus au sud reflète sans doute dans quelques cas des limites anciennes mais témoigne aussi de la

poussée exercée par le français. On n'a qu'à comparer, à cet égard, les mots *pain* (avec *a* nasal dans tout le territoire franco-provençal) avec *laine* (où la nasalisation, plus récente, n'a pas empêché l'évolution de l'*a* vers *e*, voir p. 41 et 53); le même raisonnement vaut également pour *un* et pour *prune, plume* (p. 57). A l'époque moderne, l'invasion des formes françaises se constate non seulement le long de la route de Besançon à Pontarlier (p. ex. pour les imparfaits sans *-v-*, p. 106) mais aussi, et surtout à l'ouest (voir surtout p. 71 et 72, les parlers dans lesquels la finale normalement muette, n'apparaît plus que dans des mots comme *lune, guérie, deux* [fém.], *roues*, etc.). Pour M. L., le franco-provençal possède encore, en face des parlers français, deux bastions relativement solides, l'un au nord-est, l'autre au nord-ouest; le territoire situé entre ces points avancés est déjà fortement entamé; quant à la digue qui, à l'ouest, s'opposait autrefois à la poussée française, elle s'est complètement effondrée (p. 111).

Voyant l'avance lente mais irrésistible des formes françaises, M. L. finit par se demander, en reprenant une idée chère à M. Jud, si autrefois le domaine franco-provençal ne s'avançait pas plus loin vers le nord, et il tâche, comme son maître, de démontrer cette hypothèse à l'aide de quelques types lexicaux caractéristiques (p. 142-144).

Après ce bref résumé de l'exposé de M. L., voici quelques réflexions suggérées par la lecture de son livre.

Le tracé des limites phonétiques sur les cartes n'est pas tout à fait exact au nord-est. M. L. s'est trompé pour l'emplacement de la Grand'Combe, confondant le village situé en face du Cerneux-Péquignot et dont le parler a été décrit par Boillot (la Grand'Combe de Morteau) avec une commune située à une vingtaine de km. plus au nord-est, à la hauteur de la Ferrière (la Grand'Combe des Bois). Le Point 53d sur les cartes de M. L. devrait donc se trouver à mi-chemin entre ses points 41c et 41d. Cette erreur explique certaines anomalies des limites phonétiques et lexicales établies par M. L. La frontière linguistique ressort maintenant beaucoup plus simple: elle gagne en droite ligne la Suisse (surtout si l'on admet qu'à la Grand'Combe on distingue, au féminin, la désinence du singulier et celle du pluriel, comme Boillot le dit expressément dans sa grammaire et comme le montrent aussi les phrases qu'il cite incidemment; ses notations de mots isolés sont au contraire singulièrement inconsistantes).

Dans un long chapitre consacré à l'A tonique (p. 32-40), M. L. essaie de démontrer qu'en Franche-Comté le passage de *a* à *e* serait une tendance phonétique dont la réalisation plus ou moins com-

plète serait conforme à la loi Duraffour. Les faits sur lesquels il appuie ses raisonnements sont d'un côté le traitement souvent divergent du masculin et du féminin de l'adjectif *clair*; d'autre part l'opposition entre le singulier *a* (ou *o*) < ATA et le pluriel *e* < ATAS. La palatalisation aurait eu lieu dans le premier cas devant la désinence du féminin et dans le second devant l's du pluriel. Cette utilisation de la loi Duraffour pour expliquer le traitement de l'A tonique paraît a priori très suspecte car cette loi ne dit que ceci: un élément faible (une syllabe atone ou le deuxième élément d'une diphthongue), est grossi quand le sujet parlant prévoit encore un effort articulatoire à fournir. On ne peut donc faire intervenir cette loi que s'il y a eu entre l'*a* latin et l'*e* actuel une diphthongue. Or M. L. reconnaît lui-même (p. 39) qu'on n'en sait rien. Mais il y a plus. Si l'on examine la phonétique des parlers qui n'offrent pas la même voyelle dans *clair* et *claire*, on constate ceci: alors que le féminin représente le plus souvent le traitement normal de tout A libre accentué (ou, dans quelques cas, une évolution à part due à l'*r* suivant), la voyelle de la forme masculine est toujours identique à celle qu'on trouve dans des mots comme: *fer, hiver, char* (et souvent *clef*), mots dans lesquels un E d'origine diverse était suivi d'un *r* implosif récemment amui (les infinitifs ne rentrent donc pas dans cette catégorie de mots). Les anomalies dans le traitement du mot *clair* sont donc dues aux perturbations causées par l'*r* suivant. C'est aussi à tort que M. L. invoque la loi Duraffour pour expliquer l'opposition entre les résultats de ATA et de ATAS, car les diphthonguées, dans ces formes, par la chute très ancienne de la dentale inter-vocalique n'étaient pas les mêmes: *q(a)* et *qe*. Le point de départ étant différent au singulier et au pluriel, il n'est pas étonnant que les résultats actuels soient d'une part: *a* (ou *o*), de l'autre *e*. Il y a des alternances qui s'expliquent encore plus facilement. Car si dans *dzolq* (gelée): *dzolq* (gelées), *tsâlq* (chantée) : *tsâlq* (chantées), *o* et *e* remontent bien à ATA et à ATAS, les désinences qu'on trouve dans *dzoyq* : *dzoyq*, *tsâtyq* : *tsâtyq* ne reflètent que l'ancienne finale atone, l'ancien A tonique étant représenté par *y* (ATA > *ea* > *ya*). Que vient faire ici la loi Duraffour?

Les résultats de palatale + ATUM et de palatale + ATA (p. 47-52) permettent à M. L. de diviser ses parlers en trois groupes: ceux du nord (français) qui offrent *i* dans les deux formes; ceux du sud où le résultat est *ya*, identique pour les deux genres; et enfin la région du centre où le masculin aboutit à *i*, le féminin à *ya*. M. L. considère avec raison cette tripartition linguistique de la Franche-Comté comme essentielle; la limite entre le premier et le deuxième groupe est la même que celle qui montre le sort de la finale féminine;

la limite entre le deuxième et le troisième groupe coïncide avec un certain nombre d'autres isophones caractéristiques (voir plus haut). Nous sommes moins d'accord avec lui pour ce qui est de l'explication de ces formes. Aucun document ancien ne semble justifier, pour les parlers français, la base *ia* supposée par lui. C'est de la forme *ie*, amplement attestée, qu'il faut partir. Et même dans les parlers centraux, le masculin *i* ne me semble pas avoir d'autre origine. Si, dans ces parlers centraux, le masculin remontait comme le féminin à *ia*, la loi Duraffour qu'invoque M. L., aurait plus vite transformé en diphthongue croissante (*ya*) la forme masculine, très sujette à se trouver, devant le complément du verbe, en position préaccentuée qu'elle n'aurait changé en *ya* l'ancien *ja* du féminin.

Pour illustrer son hypothèse que les diphthongues sont décroissantes au nord et croissantes au sud de la frontière linguistique M. L. cite les formes patoises de *bien* et de *vient* qu'il fait remonter à *in* dans le nord et à *ien* dans le sud (p. 28); il reprend le même raisonnement à propos de *chien* (p. 47) et y revient encore dans ses conclusions (p. 60). Faut-il lui rappeler que, dans les parlers franco-provençaux, *ē* est le résultat normal d'un *i* nasal alors que l'*e* nasal aboutit à une voyelle d'un autre timbre et que les formes du franco-provençal ancien offrent déjà *in* dans ces mots?

L'exposé que M. L. consacre à l'*E* fermé est fondé sur l'interprétation d'un seul exemple, les représentants patois de *sec*, *sèche*. Pour lui, l'histoire de ce «mot-témoin» est lumineuse: l'*E* fermé s'est diphthongué même sous l'entrave, faisant naître, au masculin, une forme *soi*, dans laquelle le second élément de la diphthongue a été le plus faible et a fini par s'effacer, tandis que dans la forme féminine *soiche* le second élément a été plus intense (loi Duraffour). Cette différence d'accentuation de la diphthongue primitive explique pour M. L. l'opposition entre *so* et *sweē*, formes très répandues dans les patois. M. L. tire de ces raisonnements de vastes conclusions pour l'histoire de la diphthongaison de tout *E* fermé (cf. surtout pp. 21 et 23). Dans leur ensemble je crois que ses idées sont justes, mais je ne sais pas si son mot-témoin est aussi probant qu'il le voudrait. Dans la forme masculine, un fait frappe tout de suite: c'est qu'elle n'offre nulle part le même traitement que les mots *soif*, *doigt*, *noir*, *droit*, etc., dans lesquels l'existence d'une diphthongue est assurée pour l'époque ancienne. La voyelle de *sec* est en revanche la même que celle qu'on trouve dans le suffixe *-et* et dans des mots comme *blet*, *pet*, *cep*, *épais* (souvent aussi *lettre*, *veuve*, *épaisse*, *-elle*) et dans ceux qui contenaient un *o* d'origine diverse (*ac)croc*, *pol*, *bot* (*crapaud*), *mot*. On en vient ainsi à se demander s'il y a jamais eu, au masculin, une diphthongue (celle qui apparaît dans quelques parlers modernes – à Bourberain, etc. – provient

sans doute d'une évolution récente). La filiation *e* > *a* > *o* proposée par Förster dans son édition de l'Yzopet de Lyon a toute chance d'être vraie, malgré la diversité des graphies qu'on a constatée dans les documents anciens. — Et la forme du féminin? Il n'y a pas de doute qu'elle n'ait contenu, dans cette région, une diphthongue. Mais il ne s'agit pas là d'une diphthongaison spontanée en syllabe fermée. Le second élément de cette diphthongue est dû à l'action palatalisante de la consonne finale. Il faut donc rapprocher la forme ancienne *soiche* de *vaiche*, *roiche* (crèche), *roiche* (roche), *boiche* (bouche), comme l'a déjà noté Förster. La diphthongue contenue dans ces mots ainsi que celle qui naît devant un *l* mouillé (seille, oreille) se développent par la suite comme toute autre diphthongue provenant d'un ancien *e* diphthongué. On pourrait voir une confirmation de ces idées dans les deux formes *soc*: *soiche*, trouvées dans le même document ancien par Philipon (Romania 39, 519), mais après ce que je viens de dire sur l'inconsistance des graphies du moyen âge, je n'ose pas trop tabler là-dessus. Le témoignage des parlers modernes, me semble infiniment plus sûr. — L'utilisation de la forme *sèche* pour des raisonnements sur le traitement de la diphthongue *ei* semble donc parfaitement justifiée; l'emploi de *sec* à cet effet me paraît au contraire bien sujet à caution.

P. 70, M. L. constate que le nivellation des finales qui apparaît le long de la frontière linguistique est surtout très avancé pour la finale *AT* (désinence de la 3^e personne); sa carte B montre en effet que toute la Franche-Comté (sauf l'extrême sud-est) de même que le canton de Neuchâtel n'offrent pas de trace de l'ancienne finale *AT*. Comme M. L. croit que *AT* aurait dû aboutir au même résultat phonétique que *AS*, cet effacement général de *AT* s'explique pour lui par la nécessité de distinguer phonétiquement les trois personnes du verbe. Pour moi, il est hors de doute que la disparition de *AT* est strictement conforme à la phonétique de ces pays. Ce qui le prouve, c'est d'abord l'extension géographique du phénomène: dans la même région cette disparition de la finale se constate aussi pour **FRATRE** ainsi que pour tous les infinitifs de la 3^e conjugaison latine. Cette coïncidence des aires ne peut pas être l'effet du hasard; elle montre clairement qu'il y a une cause commune et comme les mots touchés appartiennent à des catégories grammaticales très diverses, que cette cause ne peut être que phonétique. Il faut croire que, si *AS* de même que *ES* donnent *e* comme ailleurs, *AT* et *E* non suivi de *s* ont dû aboutir dans cette région à un *ə* qui s'est amui par la suite. Cette phase ancienne est encore attestée par certaines formes isolées. Ainsi, si à Nozeroy (voir la thèse de M. Kjellén) on a en face de *tsâte* (tu chantes), *ére* (tu étais), *éte* (vous êtes), *fête* (vous faites), etc. des formes avec la finale amuie comme: *tsât* (il chante), *ér* (il

était), *frér* (frère), *fér* (faire), *bwér* (boire), *vwér* (voir), on a conservé l'*ə* dans *drō* (dire, forme concurrente de *dōr*), de même qu'en hiatus (*l'wō* = il tue; cf. *l'wē* = tu tues) ou après palatale (*tsārdzə* = il charge; cf. *tsārdzē* = tu charges).

En traitant des résultats de c latin devant a, M. L. constate que le son ē qu'on trouve régulièrement au nord de la frontière linguistique se retrouve aussi sporadiquement en territoire franco-provençal. Cela arrive surtout pour le masculin *cher* dont le ē s'oppose ainsi au *ts* de la forme féminine. Ce ē du masculin semble étonner M. L. Pourtant si l'on rapproche de *čō* : *tsjro* les équivalents patois de *fier*, *fière* (*fyō*, *fjro*), le ē s'explique tout naturellement comme étant sorti de la fusion du *ts* et du *y* suivant; au masculin la diphthongue est sans doute devenue croissante devant l'*r* suivant, long-temps prononcé. Ce qui nous semble beaucoup plus étonnant, c'est le *ts* de la forme féminine qui, à l'origine, devait contenir, elle aussi, une diphthongue croissante (cf. le résultat *pyāro*, à peu près général dans cette région et les formes *yōvru* ou *yīvru* (lièvre), *fyōvro* et *fyīvro* qui apparaissent sporadiquement autour de Nozeroy et ailleurs). On préférerait évidemment admettre aussi pour la forme féminine la filiation *ie* > *ye* > *yi* > *i* mais l'affriquée dans *tsjro* n'autorise cette hypothèse que si l'on suppose que la loi: *ts* + *y* > ē ne jouait plus ou, plutôt, ne jouait pas encore au moment où il y avait une diphthongue croissante au féminin. Après tout ce que nous savons maintenant sur le mécanisme des diphthongues grâce aux travaux de M. Duraffour, c'est cette dernière hypothèse qui me semble la plus probable. Mais je sais bien que l'éventualité d'une diphthongue décroissante réduite à son premier élément ne peut pas être écartée définitivement. En tout cas, il est curieux de constater que l'opposition *čō* : *tsjro* se trouve confinée à la même région qui offre pour palatale + ATA: *čō* (*mičō* = mangée) en face de palatale + ATU: *tsi* (*marlsi* = marché, substantif; mangé au masculin apparaît souvent sous sa forme phonétique *midzi* mais aussi comme *miči*, le consonantisme ayant subi une réfection analogique). Comme on le sait, l'opposition *čō* : *tsjro* n'est pas particulière à la Franche-Comté. Elle se retrouve en Suisse non seulement dans presque tout le canton de Vaud mais aussi dans les parties voisines des cantons de Fribourg et de Neuchâtel. Là aussi, elle semble liée au traitement divergent des deux formes du participe passé de *manger* (*mədži* : *məgq*). Il y a ainsi, des deux côtés de la frontière politique, tout un complexe d'évolutions solidaires les unes des autres.

p. 68, M. L. fait une constatation intéressante pour le mot *tonnerre*. Sur un vaste territoire ce mot ne comporte pas de voyelle finale alors que *verre* en offre une. Cette observation est confirmée par toutes les formes enregistrées par M. Kjellén dans la région de

Nozeroy. L'explication donnée par M. L. (ancien proparoxyton) me paraît assez invraisemblable. Je vois plutôt dans toutes ces formes un mot français mal adapté. Tout semble indiquer que le verbe seul a été vraiment populaire. Dans les Terres-Froides (et sans doute aussi à Vaux, voir Lexique Duraffour) les résultats de *verre* et de *tonnerre* ne sont pas parallèles: tandis que *verre* a été traité conformément à la phonétique locale, la finale de *tonnerre* ne peut s'expliquer que par une substitution de suffixe. La carte 1913 de l'ALF donne une bonne idée des divers accidents phonétiques auxquels a donné lieu la transposition du terme français dans les patois méridionaux.

p. 73 établit une distinction entre le franco-provençal qui conserverait une ancienne voyelle en hiatus sous forme d'un *y*, alors que les parlers français au nord et à l'ouest n'en offriraient pas de trace. Et les représentants patois du mot *bouleau* (*byul*, etc.; cf. p. 114, N 4)? Et le mot *moelle*, qui se dit *myôl* encore à Bournois?

P. 92, M. L. explique *melye* < *MISCELLARE* dans le coin sud-ouest par une chute précoce de l'*s*, qui aurait permis au groupe *cl* de se développer comme en position intervocalique. Or le traitement de *clef* (*lyo*) montre que même en position forte *cl* aboutit à *ly* dans ces parlers. *Melye* remonte donc à *MISC'LAR* comme toutes les autres formes franco-provençales.

Dans une longue remarque, p. 102, M. L. essaie d'établir une chronologie relative pour l'addition de l'*o* analogique dans les anciens proparoxytons. Il oppose à cet égard *POLLICE* qui a pris un *o*, à *SALICE*, *PULICE* qui n'en offrent pas de trace. C'est que *SALICE* et *PULICE* étaient des féminins et que, s'il y a eu dans ces mots une voyelle d'appui, c'était un *a* qui s'est plus ou moins amui par la suite.

En exposant les variations lexicales, M. L. a la sagesse de ne pas s'engager dans des discussions étymologiques qui mèneraient facilement trop loin. Il se contente en général d'indiquer sous sa forme régionale le type lexical dont l'étymologie n'est pas suffisamment établie. Il lui arrive cependant de proposer des étymologies qu'on aurait aimé voir justifier davantage. Ainsi (p. 110), M. L. voit dans *buso* (taupe) un mot apparenté au terme français *buse*. Ce rapprochement a évidemment de quoi étonner même si l'on a vu ailleurs des blaireaux se transformer en putois, comme M. L. nous le rappelle. Mais l'étymologie de M. L. soulève aussi de fortes objections phonétiques: à part le *b* initial il n'y a guère de correspondance formelle entre *buso*, qui, habillé à la française, serait soit *bousset* soit *bosset*, et les dérivés de *buse* représentées dans cette partie de la France.

Parmi les formes que M. L. fait remonter à **BÔTEG* (p. 141), il

y en a que cette étymologie ne satisfait pas au point de vue phonétique. A mon avis, M. L. a tort de ne pas distinguer entre l'étable des vaches et la cage etc. prévue pour le petit bétail. Toutes les fois que les formes citées par M. L. désignent l'étable, leur phonétique est bien conforme à l'étymologie *BÔTEG. Les formes très voisines qui signifient cage à poules postulent une autre base phonétique, quelque chose avec un *o* suivi d'un *yod*, si je vois bien. Je n'hésite pas à y voir le mot simple des dérivés plus connus *boiton*, *boidet*.

Le neutre du pronom démonstratif (p. 135) ne peut pas venir de ECCE HANC. Toutes les formes locales contiennent un *e* fermé entravé par une nasale que l'étymologie de M. L. ne peut pas fournir.

L'observation faite p. 107 que la forme *nostron* (notre) est plus répandue devant les mots à initiale vocalique me semble intéressante en ce sens qu'elle fournit un argument de plus en faveur de la thèse de M. Hasselrot. L'attraction formelle que *mon* a exercée sur *notre* en territoire franco-provençal s'est sans doute fait sentir d'abord devant les mots à initiale vocalique: *mon enfant*, coupé *mo nenfant*, entraîne à sa suite *nostro nenfant* qui fait naître ensuite *nostron*. Comme le montre M. L., les patois situés dans la zone frontière, n'ont pas suivi le mouvement jusqu'au bout.

Le livre de M. L. offre, comme on le voit, un très grand intérêt. S'il n'est pas toujours d'une lecture facile, cela tient en partie à un certain laconisme dans l'exposé des faits et au petit nombre de cartes qui accompagnent le texte. Mais cela s'explique surtout par la difficulté des problèmes que l'auteur a eu le courage d'aborder. Car M. L. n'a pas seulement voulu faire un livre de géographie linguistique qui se borne à constater des faits, à enregistrer des limites. Il a fait aussi une large place à l'interprétation de ces faits, essayant de remonter à travers la bigarrure phonétique des formes actuelles aux tendances générales qui ont façonné les parlers de cette région. Ces explications prennent quelquefois un caractère un peu spéculatif et ne tiennent pas toujours compte de l'individualité phonétique des parlers. Mais elles sont souvent neuves et intéressantes et il faut savoir gré à M. L. d'avoir amorcé la discussion. Même si l'on ne souscrit pas à toutes ses théories, on est heureux de reconnaître que M. L. a fait un livre qui témoigne autant de sa science que de sa conscience et qui est – et restera – une mine de renseignements précieux pour tous ceux qui tâcheront de voir clair dans l'enchevêtement linguistique de la Franche-Comté.

Göteborg

G. Ahlborn



R.-L. WAGNER, «*Sorcier*» et «*Magicien*». Paris 1939.

Dieses achtunggebietende Werk eines wahren Forschers und Lehrten behandelt einen Aspekt der französischen und darüber hinaus der europäischen Geistesgeschichte von den Anfängen des Mittelalters bis zur Neuzeit. Wagners Arbeit ist nicht eigentlich, oder doch nur sekundär eine philologische Leistung; ihr Hauptgehalt und Wert beruht vielmehr auf der Schilderung der literarischen, theologischen, juristischen, medizinischen, philosophischen, soziologischen Ursprünge, Auswirkungen und Reflexe des magischen Seelenkomplexes. Es handelt sich also im wesentlichen um eine ideengeschichtliche, historische, psychologische Studie, deren souveräne, von menschlichem Empfinden durchwärmte Darstellung alle Bewunderung verdient. Die Lektüre des Buches ist in hohem Maße spannend, sein Niveau sehr hoch; denn der Autor setzt eigentlich voraus, daß sein Leser die meisten zitierten Autoren und Ereignisse bereits kennt, so daß er sich oft nur mit Andeutungen begnügt, die allein dem Wissenden etwas sagen können, während der Anfänger keine andere Möglichkeit hat, als über diese oft sehr aufschlußreichen Stellen hinwegzulesen und das weniger Esoterische aufzunehmen. Damit ist schon gesagt, daß der behandelte Stoff etwas auf Geist und Form abgefärbt hat; in gewissem Sinne verlangt auch Wagner initiierte Leser. Aber darüber hinaus bietet er einen solchen Reichtum an Wissen und eine so reizvolle Darstellung, daß ihm Leser ganz verschiedener Richtungen mit höchstem Interesse folgen werden. Wie bereits erwähnt, empfindet man die vielleicht zugrunde liegende philologische Fragestellung des Buches höchstens als ein Gerippe, das dazu dient, ein großartiges Gemälde mittelalterlicher Geisteshaltung zu entrollen. Die eigentlich philologischen Resultate der Untersuchung vermögen daher auch am wenigsten zu befriedigen. Die Geschichte der Worte «sorcier» und «magicien» stellt sich höchst verwickelt und schwankend dar; aber sie sind die Kristallisierungspunkte, um welche ein ganzer Kosmos menschlicher Verirrungen und Bemühungen erwächst.

Wie aufschlußreich ist die Spiegelung der magischen Realität in den Dokumenten altfranzösischer Literatur, von denen die Romane eines Chrétien de Troyes, die Lais der Marie de France, die antikisierenden Romane und Huon de Bordeaux besondere Berücksichtigung finden. Wie unheimlich lebendig werden plötzlich diese Texte, die von den modernen Literarhistorikern als naive Stümperien belächelt oder von mit Scheuklappen versehenen Philologen einzig als sprachliches Material seziert werden. Wie erleben wir die Ängste, Nöte und Fragen der Geschlechter, die uns diese Denkmäler ihrer verzauberten Welt hinterlassen haben. Oder wir erhal-

ten Einblick in die krausen Köpfe der Theologen, die unermüdlich versuchen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Die ganzen mit unendlicher Mühe konstruierten Teufels-, Engels- und Geistersysteme, ihre altchristlich-biblischen Anfänge, ihre klassisch-heidnischen Infiltrationen bilden die Maschen eines Netzes, welches die abendländische Menschheit jahrhundertelang völlig umspannte. Und wie atemraubend, wie erschütternd vollzieht sich das allmähliche, tastende, gefährliche Erwachen der Ratio von ihren humanistischen Anfängen bis zu jenem Triumph des menschlichen Geistes, den das 18. Jahrhundert in Frankreich bedeutet. Die Größe eines Voltaire, den so viele heutige Dunkelmänner gerne mit Achselzucken oder Lächeln erledigen möchten, erhält erst ihr pathetisches Relief durch den ganzen Wust von Wahn und Greueln, über dem sie sich erhebt. Die hier aufgezeigten Linien folgen aber nur einzelnen Schichten der von Wagner eingefangenen Entwicklung. Zahlreiche andere Facetten wird der aufmerksame Leser des Buches entdecken und aufnehmen können. Wenn die so hervorragend angelegte und durchgeführte Forschung trotzdem eine gewisse Unbefriedigtheit wachruft, so liegt das nicht an den hie und da störenden Druckfehlern, welche der während des Druckes mobilisierte Autor nicht mehr beseitigen konnte, sondern an der wohl bewußt eingehaltenen Beschränkung der Betrachtung. So lobenswert die Konzentration auf das gestellte Thema ist, sehnt man sich doch förmlich ab und zu nach synthetischen Ausblicken, die dem Ganzen die wünschbare Rundung verliehen hätten. Das Grundproblem der Magie an sich wird kaum je berührt, die genetische Verschwisterung von Magie und Religion nur gestreift, trotzdem der Autor sicher in der Lage gewesen wäre, sich auch über diese Zusammenhänge zu äußern. Wir können nur annehmen, daß er mit dieser Zurückhaltung indirekt auf die zur perspektivischen Beurteilung seines Themas unerlässliche Ergänzungsliteratur hinweisen wollte und möchten abschließend bekunden, daß wir in der Publikation Wagners eine weitere Kulturtat französischen Geistes sehen, der wir höchste Anerkennung zollen dürfen.

Zürich

Eva Salomonski

★

1. ARRIGO CASTELLANI, *I Conti dei Fratelli Cambio e Giovanni di Delaccommado (Territorio d'Umbertide, 1241–1272)*. 43 p. Istituto di Glottologia dell'Università di Firenze. Firenze 1948.

2. ARRIGO CASTELLANI, *Il Registro di Crediti e Pagamenti del Maestro Passara di Martino da Cortona (1315–1327)*. *Ib.* 79 p. Firenze 1949.

Der Herausgeber dieser beiden Texte arbeitet seit einiger Zeit an einer vollständigen Ausgabe aller toskanischen Prosatexte des

13. Jahrhunderts, soweit sie noch nicht von Schiaffini publiziert worden sind. Als Frucht seiner Nachforschungen in toskanischen Archiven erschien zunächst *Il Vocabolario senese del fondo Biscioniano*, LN 9 (1947), p. 65–78; *Una lettera commerciale del 1294*, LN 7, p. 29; daran schließen sich die beiden hier besprochenen Hefte an. Man darf der Gesamtpublikation mit Spannung entgegensehen, da unsere Kenntnisse des Altflorentinischen immer noch recht lückenhaft sind. Unter anderem soll die Ausgabe enthalten: *Libro d'Introiti ed Esiti di Papa Niccolò III (1279–1280)*; *Libro di Amministrazione dell'eredità di Baldovino Jacopi Riccomanni (1272–1278)*; *Estratti notarili da un libro di commercio della Compagnia dei Borghesi (1259–1267)*; *Primo e secondo quaderno di Bone Bencivenne (1262–1296)*; es ist zu hoffen, daß später auch die Prosa-texte der andern toskanischen Städte, insbesondere Prato und Pistoia, neu herausgegeben werden können. Damit wird sich zum erstenmal ein zuverlässiges Bild der sprachlichen Gliederung der Toskana im Mittelalter und eine sichere Plattform für Studien über die Entstehung der italienischen Schriftsprache gewinnen lassen.

Das erste Heft enthält Eintragungen aus dem Grenzgebiet Toskana-Umbrien über Darlehen, Verkauf von Grundstücken und *soccide* (Verträge, bei denen ein Partner das Geld für den Ankauf von Vieh vorstreckt, gegen Beteiligung am Gewinn, den dieses Vieh nach Ablauf von ein bis drei Jahren liefert).

Der zweite Text ist ähnlichen Inhalts und weist auch sprachlich große Ähnlichkeit auf.

Im großen ganzen handelt es sich um den umbro-aretinischen Mundarttypus mit seinen bekannten Erscheinungen, welche meist auch ins Altsenesische hinübergreifen:

doi für *due*; vort. *er* > *ar* (und vort. *ar*- erhalten): *essare*, *comparò*. Weitgehende Erhaltung des vort. *e*-: *deēnbre*, *rēcevette* und des nacht. und ausl. *-e*: *Domenēco*, *li altre*; Stützsilbe nach Oxytona: *ène*, *āne*; *atro* für *altro* (flor. *altro*, pis. *autro*); *anco* für *anche* (allgemein südtoskanisch).

Ferner nur bei Maestro Passara:

Diphthongierung von *e* in *piecora* (cf. *AIS* 6, 1068, P. 529, 547). Red. von *-ie* im Suffix *-ieri*: *barbiri*, *rasira*; von *-uo* zu *u*: *buie* (*buoi*); *Musiliulo*.

Morphologisch bemerkenswert:

Die schwach. Form der 6. P. Obl.: *'ro* für *loro* (senes-areti.); Ind. Präs. von *avere*: 3. P. *ave*; 6. P. *ono*, *onno*.

Und bei M. Passara:

Unbet. Formen des Poss. pronomens: *to*, *so*, *soi*; Imperfekt auf *-ia*, *iano* (cf. Schiaffini, *ID* 5, 1–31); Perfekt von *avere*: *abbe*, *ab-bero*, *avi*; 6. P. Präs. Ind. von *dare*: *donno* (cf. jetzt H. Schmid,

Zur Formenbildung von DARE und STARE im Romanischen, RH 31, Bern 1949, p. 50); Futurum von *essere*: *serà, sirà* (allg. südtoskanisch).

Unter den lexikologischen Besonderheiten verdient besonders *vire* für *ire* unsere Aufmerksamkeit. Es ist bedauerlich, daß der Herausgeber die Arbeit von H. Markun, *Ire und Andare* nicht herangezogen hat, wo das Verbreitungsgebiet der *vire*-Formen viel genauer umschrieben ist, als dies bei C. der Fall ist (Markun, p. 24 ss.).

lana bescusgia. Woher?

bruma: Dezember. Cf. Merlo, *Stagioni*, p. 175; *FEW I*, 562; *REW* 1335.

camarone: «*specie di bovino ma cosa voglia dire esattamente, non lo so.*» Eine immerhin erstaunliche Behauptung, wenn der Autor unter seinen Quellen das *Voc. Aretino* von Redi angibt. Dort steht nämlich, p. 68: *camarone: tra gli aretini significa bue vecchio, decrepito, e non piùatto a poter lavorare. Si applica ancora a uomo vecchio, grande di statura, e non più buono a' negozi e alle fatiche.*

Und Petrocchi: *camarone: brenna* (term. *aretino*).

Cf. Pitigliano *kamarru:* *bestia malandata, sfiancata, non atta alla riproduzione e poco anche al macello; anche, donna di voluminosa ossatura che pretende ancora di apparir giovane* (Longo, *ID* 8).

Montella: *kammerato:* *agg. di maiale affetto di cisticero* (*ID* 5, 110).

Roma: *camarro:* *bue vecchio* (Chiappini).

Castro dei Volsci: *kamaurē:* *vecchio malato, tossicoloso* (*SIR* 7, 215).

Guardia Piemontese: *la šamórt:* *pecora che non figlia mai* (*AIS* 6, 1070, Leg. P. 760).

Nicht davon zu trennen scheinen mir die oberitalienischen Bezeichnungen: bresc. *maroch* 'bue magro, vecchio e inabile'; Ancona *maruocche* 'i bovi, le bestie' usw. Ich hoffe, in einem späteren Artikel auf diese Wortsippe zurückkommen zu können.

cioncolo 'porco': cf. *AIS* 6, 1091 *i čuŋkini* (Saugferkel), P. 529; *i čuŋkarīŋ*, P. 526, Anm.; *čónkoli* (Saugferkel), P. 547; Redi, *Voc. aretino*: *cioncarino*; Petrocchi: *cioncarino:* term. *aretino* = *porco*; *cionco* = *il porco in qualche paese di Toscana*. Tomm.-Bellini, cf. *ciacco: agli aretini, cioncarino; cioncolo ai cortonesi*.

genice 'giovanca' ist interessant, da außer dem siz. *yinittsa* das Wort nur noch in Olivone, Bergell und Graubünden vorkommt. *lazzo (pelo...):* Woher?

robbio: lautgerechte Form gegenüber schriftlit. *roggio*.

tanolglie (de pelo...): dürfte zu fr. *tanné* gehören, in der Bedeutung 'lohfarben'. Cf. Godefroy: *tan, tanney, thané, tenné: Drap ordinairement brun, de la couleur du tan, quelquefois d'autre couleur.* Nebenformen: *tanel, tannel, tanoir, tanoyet*.

fronzulo: *I escrofa de pelo nero fronzula.* Woher?

agno: geht heute nur noch (AIS 6, 1071) bis zur Linie Anzio-Lago Fucino-Sangro.

Wenn wir schließlich noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß der Herausgeber künftige Ausgaben etwas reichlicher kommentieren möge.

Zürich

K. Huber.

★

ANTONIO DE NEBRIJA. — *Gramática Castellana*. Edición crítica de Pascual Galindo Romeo y Luis Ortiz Muñoz. 2 vols. Madrid 1946.

Realizada a fines del siglo XV la unión nacional de España, nacida una política sabia de inteligencia con otras naciones, descubierta América, tiene la Península ante sí una serie de perspectivas ilimitadas. En estas condiciones surge un nombre, el de Antonio de Nebrija, cuyas obras aun no han sido estudiadas como se debiera, ni por los historiadores del idioma, ni por los historiadores de la literatura, a pesar de que demuestran claramente cómo el alma colectiva de la nación se comporta frente al instrumento lingüístico y que anuncian toda una serie de progresos en el idioma nacional.

Una de ellas fué la «muestra» de su gramática de la lengua castellana que Nebrija entregó en ese maravilloso año de 1492 a la reina Isabel la Católica, en Salamanca. Por primera vez surgió una gramática de una lengua vulgar. Con una visión más exacta del problema que la que han tenido muchos gramáticos posteriores, Nebrija se había dado cuenta de que la lengua española iba a ser mundial y de que por lo tanto hacía falta tener algún instrumento para facilitar su aprendizaje en todo el mundo, señalando con claridad su fin: reducir a la sencillez las variaciones del idioma, dar facilidad en el aprendizaje de la lengua propia a los extranjeros y facilitar el estudio de la lengua latina.

Nebrija, profundamente impregnado del Humanismo de su época, es, además, renacentista por el hecho mismo de escribir una gramática en lengua vulgar. El Renacimiento, que encubre multitud de valores ideológicos y hechos de historia, se manifiesta también en nuestro autor por la cultura de lo vital, de lo inmediato, de lo razonable y concreto; de ahí que Nebrija se nos aparezca como el hombre que estudia la lengua castellana con esa visión de los problemas concretos, inmediatos de la realidad que lo circundaba.

La *Gramática Castellana* de Antonio de Nebrija resulta así algo como un augurio del descubrimiento de América y su reedición con motivo del V centenario de su nacimiento (1446), a la vez que

bien merecido homenaje a su glorioso autor, constituye felicísimo obsequio para todos los aficionados al idioma.

El valor histórico, metódico y lingüístico de tan reverenda obra nunca podrá ponderarse suficientemente; pero con ser acontecimiento científico, la primera gramática castellana tiene categoría de tesoro nacional, y como tal lo publicaron sus abnegados editores, Monseñor Pascual Galindo y don Luis Ortiz.

Cúmplenos aquí, sobre todo, dar cuenta de su nueva edición, ya que una valoración intrínseca de la Gramática sería cosa de mucho más aliento.

Los editores encabezan el primoroso volumen con una introducción que reúne, muy simpáticamente, amplia información en pocas páginas. Trátase primero la cronología de la obra, desarrollando, con sencillez y claridad, el ambiente histórico que la inspiró. Siguende las oportunas observaciones referentes a la edición «princeps», y a continuación nos enteramos de las ediciones sucesivas hasta el siglo 20. Es de reconocer sobre todo la franca apreciación de los esfuerzos precursores. Se agregan los criterios de la nueva edición, sobre los que volveremos ahora mismo con más detenimiento, y se termina la introducción con un capítulo dedicado a realzar las características y méritos del texto nebrisense en sus aspectos humanista, filológico, literario, pedagógico y nacional.

La edición del texto va precedida de una tabla sinóptica constituida por los títulos que el mismo Nebríja indica a lo largo de su obra. Principia luego la transcripción del incunable, después de corregidas erratas y errores y regularizada la grafía. Cada página lleva al margen la numeración de las líneas de 5 en 5, lo que no sólo facilita el aprovechamiento de las notas y el cotejo con el texto facsímil, que se publica en el segundo tomo de la presente edición, sino que también suministra la base técnica para el estudio individual. En el mismo orden se indica en la parte superior de cada página la correspondiente división de la obra y, por fin, se establece una serie de párrafos, exigidos por el pensamiento moderno, sin violar la unidad tipográfica del original. Todos estos detalles tienen por resultado el descargar y amenizar sumamente la lectura. Pero donde verdaderamente se revela la formidable labor realizada es en la segunda parte del volumen, titulada «Aparato crítico e índice analítico». Allí se explica el método seguido para corregir las múltiples imperfecciones del incunable, desde el punto de vista ortográfico y tipográfico. Ambos editores, especialistas nebrisenses por antonomasia, se han dedicado a regularizar las caprichosas grafías del original, ateniéndose a los mismos preceptos del autor, guiándose además por el conjunto de sus obras castellanas y fijándose

asimismo en los modelos literarios de la época. Se estudian, pues, con rigor estadístico, todas las letras variables o erróneas, las consonantes dobles y grupos consonánticos, los acentos, la unión y separación de palabras, la cuestión de las letras mayúsculas y minúsculas, así como, por fin, una serie de palabras especiales. No cabe duda de que tan pulcra sistematización ha de ser sumamente útil a futuros editores de textos análogos. La fe de erratas, cuyos motivos históricos no dejan de aclarar los editores, constituye asimismo minucioso y cuidado índice de las diversas categorías establecidas. Señalamos a continuación un nutrido índice analítico, tan indispensable a cuantos deseen estudiar un problema particular sin leer cada vez la obra entera, y llegamos al gran bloque de las notas explicativas del mismo texto que contienen los más variados comentarios, sobre todo, de índole gramatical, pero también estilística, ideológica, histórica, biográfica y de otras muchas que no cabe enumerar. Desde luego, es ésta la parte de la edición donde más impera el criterio subjetivo porque el criterio comentarista forzosamente ha de ir subyugado a preocupaciones individuales. De todos modos, los editores se han inspirado ante todo en la finalidad de aclarar los pasajes que, a su modo de ver, pudieran poner trabas a la lectura, destinada, por el mismo objeto de la edición, a un público de aficionados y no de especialistas. Por otra parte, son sumamente útiles y provechosas las numerosas citas paralelas, sobre todo las sacadas de las *Introductiones Latinae* del mismo Nebrisense, ya que amplían considerablemente el campo de la investigación y sitúan la obra en su aspecto genético. Mencionemos, por fin, los dos índices bibliográficos, el primero indicador de las obras de Nebrija y el segundo de los títulos citados a lo largo de la edición.

A continuación voy a añadir algunas observaciones que se me han ocurrido al leer el glosario de las palabras especiales (176-181); con las menudencias que siguen sólo quiero demostrar a los editores que he leído su 'aparato crítico' con gran interés.

Las páginas consagradas al léxico merecen toda nuestra atención dado el estado de transición que refleja aquél para el estudio en una época que no se conoce sino muy fragmentariamente.

No corregiría *conseguinte*, *descuerda*, *estoriadores*, *seguinte*, *serviente* (que aparece así en Berceo *Sign.* 41, *SDom.* 561; *Apol.* 166a, 633b; *JRuiz* 1263d; *Alex.* 1366c; *Canc. Baena* 5va, 73va, 108va), pues aun se mantiene viva la vacilación medieval de las vocales inacentuadas: ni la inflexión ni la fuerza niveladora de la analogía se han impuesto antes del siglo XVI. Se trata aquí del mismo fenómeno de transición al que aluden los editores s. *uve*, cf. Bello-Cuervo, *Notas* § 76; Steiger, *Corbacho* p. 59 ss.

No hay tampoco razón para corregir *robre* que en esta forma aparece en JRuiz 1179d, 2529b; *Canc. Baena* 51ra, 87rb, 94va; *rrobredo*, *Canc. Baena* 138va, 139rb; ni *tiniebra*, muy bien atestiguado a lo largo de la literatura medieval: Berceo, *Milg.* 249, *SDom.* 395, *SMill.* 212, *SOr.* 10; *Apol.* 476b; *Alex.* 2316a, 2398d. En cambio se han respetado muy atinadamente formas como *disfencion*, *entincion* (cf. *Canc. Baena* 90ra, 170ra, 79vb), *quistion*, forma antigua y vulgar que fué usada con mucha frecuencia por los escritores del siglo XVI, cf. también *Canc. Baena* 31ra, 44vb, 50vb, 79vb, 80rb, 85ra, etc. Es muy curioso observar las huellas del lenguaje arcaico en casos como: *aina*, muy difundido (p. ej. *Cid* 214, 1676, 2059; Berceo, *Duelo* 93, *Milg.* 139, 278; *Apol.* 35b, 36b, 274c; JRuiz 2c, 33d, 297d, etc.; *Alex.* 144b, 149d, 235d; *Canc. Baena* 2rb, 3va, 18rb, 40va, 68ra, etc.), *atramuz*, *Conde Lucanor*, ed. Knust, 43, 44 (variantes *alarmuces*, *altramuces*); *Canc. Baena* 41vb. Para *broslar*, véase *Corbacho* 167₁₈; *Canc. Baena* 33vb, 56vb, 69ra, 72rb; *brosladura*, *Canc. Baena* 10vb. Para la difusión de *bueitre*, véase Steiger, *Corbacho*, p. 57. *Calez*, *Caliz* era forma común en el lenguaje vulgar y en obras literarias de la época de Cervantes; comp. *Coloquio perros*, ed. Amezúa, p. 520, donde queda nota. *Carmeso*, sólo tardíamente mencionado al lado de *carmesi*, revela, por su vestidura, ser introducido del italiano. *En semble* que aparece en 1212 en documentos de la Rioja Baja y de Toledo (Menéndez Pidal, *Documentos lingüísticos*, nrs. 113, 270) y en *Alex.* (P) 230c parece reflejar un curioso aragonesismo. *Escuro* es la forma medieval corriente que no necesita aclaración. *Mesmo* no es sólo corriente «en esa época y en la posterior»: hasta el siglo XVIII el idioma vacila entre *mismo* y *mesmo*, forma que está hoy relegada al vulgo. En tanto que Pedro de Alcalá cuya dependencia del diccionario de Nebrija es notoria, registra *niéspero* y no *miéspero*, menciona también *omeziano*, *omiziano* 328a_{5,7}, *portlogues cosa de Portugal* 353b₁₄ y *palanciano* 340a₃₈, b₁, voz que aparece también en el *Canc. Baena* 48va, 55vb, 92rb. No corregiría tampoco *primer* varias veces antepuesto a un nombre que revela la vacilación propia de la época entre formas apocopadas y no apocopadas. *Tenébregoso* aparece también en *Canc. Baena*, 142va y *tenebregosillo* (n. pr.) en 1210 (Serrano y Sanz, *Cartulario Santa María del Puerto* [Santoña]). Para *troque* véase *Canc. Baena*, 68va, 101ra, 23rb y para *troca*, Gonz. Palencia, *Mozárabes*, Doc. 806, 1202. La diptongación antietimológica de *vedar* se encuentra, fuera de otros ejemplos medievales, también en *Canc. Baena*: *viedan*, 176rb.

Impórtanos finalmente, señalar la bella disposición tipográfica que tan agradablemente invita al estudio y creemos poder asegurar, *sine ira et studio*, que la aportación científica de los dos editores

merece nuestra sincera gratitud y franca felicitación. Séanos, pues, lícito terminar esta breve evocación, dirigiéndonos a los futuros lectores de la obra con las palabras de su egregio autor:

¡Léelo en buena hora!

A. S.

★

CÉSAR E. DUBLER, *Über das Wirtschaftsleben auf der Iberischen Halbinsel vom XI. zum XIII. Jahrhundert* (Beitrag zu den islamisch-christlichen Beziehungen). RH 22, Genf und Erlenbach-Zürich 1943.

Wenn man nach der Lektüre des aus einer Dissertation erwachsenen Werkes noch einmal den Titel betrachtet, gewinnt dieser erst seine volle Bedeutung. Die Zweisprachigkeit des Autors, welche nicht nur Zufallserscheinung, sondern ein entscheidendes geistiges Phänomen ist, tut sich bereits im Titel kund. Die Iberische Halbinsel steht für La Península Ibérica, und die islamisch-christlichen Beziehungen deuten bereits durch die Folge der beiden Attribute den Akzent der Darstellung an.

Dublers Untersuchung stellt als philologische Dissertation insfern einen Sonderfall dar, als das rein philologische Element in ihr eher eine geringe Rolle spielt. Die Arbeit ist vor allem eine historische Studie, die neben den wirtschaftlichen siedlungs- und sozialgeschichtliche, politische und kulturhistorische Aspekte bietet.

Auf Grund eines sehr reichen bibliographischen Materials beider Kulturregionen gelingt es dem Autor, ein außerordentlich lebendiges und farbiges Bild der von ihm behandelten Epoche zu vermitteln, in dessen technischen Einzelheiten die Sachkenntnis des Verfassers angenehm in Erscheinung tritt.

Nach einem einleitenden Kapitel über die wirtschaftliche Lage der Pyrenäenhalbinsel im Altertum behandelt Dubler in zwei größeren Abschnitten die ökonomischen Grundlagen des Gebietes, indem er einerseits die Bodenschätze, andererseits Bodenerzeugnisse und Fauna anhand arabischer, christlicher und gelegentlich auch klassischer Quellen zusammenstellt und vor allem auch lokalisiert. Daran schließt sich eine kürzere Skizze der sozialen, bzw. ethnischen Verhältnisse und eine weitere Folge gleichfalls weniger umfangreicherer Betrachtungen über die handelsgeographische Lage der Halbinsel, Stadt, Markt und Zünfte. Wenn auch der innere Zusammenhang der einzelnen Kapitel auf den ersten Blick vielleicht etwas lose erscheint, ergibt sich doch bei der Lektüre eine entsprechende Kontinuität, zu der unter anderem auch der Parallelismus der methodischen Darstellung beiträgt. In letzterer Hinsicht ist vor allem

die systematische Ausschöpfung arabischer Geographen und Historiker sowie der christlichen Fueros und deren teilweise kartographische Projektion als besonders verdienstvoll zu betrachten. Sehr interessant sind auch die mannigfachen, wiederholt systematisch zusammengestellten toponomastischen Angaben, deren etymologische Interpretation teilweise noch zur Diskussion steht.

Wohltuend wirkt der unparteiische Charakter der Darstellung, der dem außenstehenden Leser eine unverzerrte Perspektive ermöglicht. Dieses Moment ist im Hinblick auf die Themenstellung von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wie denn überhaupt die ökonomische Verankerung einer für gewöhnlich unter theologischen oder politischen Gesichtspunkten behandelten Materie eine erfreuliche Ergänzung der gleichfalls objektivierenden philologischen Forschung bildet.

Die kritische Lektüre des in seiner äußereren Form sehr ansprechend gestalteten Buches wird nur dem Hispanoarabischen möglich sein. Der an Spanien interessierte Romanist oder Historiker wird viele vom Autor gebotene Details einfach hinnehmen, bzw. sich mit nur teilweisem Verstehen des Gelesenen begnügen müssen. Vor Beginn der Lektüre empfehlen wir auf Grund eigener Erfahrungen, eine möglichst große Karte Spaniens und ein enzyklopädisches Nachschlagewerk bereitzustellen.

Zürich

Eva Salomonski.

★

EVA SALOMONSKI, *Funciones formativas del prefijo a- estudiadas en el castellano antiguo*, Zurich 1944, 101 p.

Verglichen mit anderen romanischen Sprachen bieten die iberoromanischen eine ausgesprochene Präfigierungsfreudigkeit. Ich denke dabei an Neubildungen wie *desoir*, *desandar*, *condecoración*, *apasionado* u. a. Hierin geht die Iberoromania ihren selbständigen Weg, genau wie bei der Übernahme fremden Sprach- und Kulturgutes, das sie zu etwas Eigenem umschafft. Schon J. Jud¹ hat auf diese Eigenart, man darf sagen Eigenwilligkeit des Iberoromanischen auf dem Gebiet der Bedeutung frühübernommener Begriffe hingewiesen, die sich teils durch ihre Altertümlichkeit auszeichnet, teils, um mit Tobler zu sprechen, «eine Ausartung des Sinnes» erfuhr. Diese schöpferische Gestaltung oder Neugestaltung der Bedeutung im Altspanischen des 13. Jahrhunderts ist Gegenstand der vorliegenden umfangreichen Doktorarbeit.

Ihr Hauptteil beschäftigt sich mit den *a*-präfigierten Verben in

¹ *RLiR* 1, 192.

dem aus dem Arabischen übersetzten Text von *Calila e Dimna*, verfolgt das Vorkommen der genannten Verben auch im *Cantar de mio Cid*, in den Werken Berceos und der *Primera Crónica General* mit gelegentlichen Seitenblicken nach dem Katalanischen und unter Heranziehung der einschlägigen Wörterbücher. Nach Auswahl der syntaktisch wichtigen Belege, geleitet die Verf. den Leser durch die alphabetisch geordnete Liste der Verben, jedesmal scharfsinnig den Einzelfall prüfend und die Bedeutung des Verbs nach allen Richtungen hin abgrenzend. Die Unsumme von Vorarbeit, die zur endgültigen Auswahl der Beispiele führte, und die dem Vergleich der Texte mit der arabischen Vorlage galt, läßt sich nur annähernd vermuten. Leider gibt die Verf. den Ertrag ihrer Ernte nicht in einer Zusammenfassung, so daß der Leser aus einzelnen Stellen das Gefundene und die Auffassung der Verf. auflesen muß.

Das Präfix *a-* heftete sich in gleicher Weise an Verben lateinischer, germanischer und arabischer Herkunft, *a-*, selbst ein Erbteil des Lateins, das im Iberoromanischen ein Übermaß der Verwendung fand und noch immer findet, mehr noch im Portugiesischen als im Spanischen. Auf dieses Faktum weist das kurze Schlußkapitel hin.

Ein sorgsamer Vergleich mit der Vorlage führte die Verf. zu der Kernfrage, sollte doch die verschiedene Bedeutung des Präfixes *a-* dargelegt werden, die teils fremdem Einfluß zuzuschreiben ist, der an seinem Gehalt mitwirkte (p. 8). Damit weist die Verf. auf den Einfluß des Arabischen, den sie an anderer Stelle etwas vorsichtig etwa so auffaßt, daß das spanische Kompositum mit *a-* seinen faktitiven Gehalt unter dem Einfluß des arabischen Präfixes zu erhalten scheine (p. 20, a. 14, 15). Es handelt sich um die vierte Form arabischer Verben, die gegenüber dem Intransitivum ein Faktitivum darstellt: *māta* 'sterben', *'amāta* 'töten'. In diesen Fragen ist sehr viel Vorsicht geboten, da bekanntlich das ins Iberoromanische übergegangene Sprachgut begrenzt ist und sich nur wenige Verben darunter befinden, wenn man die Nominalableitungen abzieht. Es wird also nicht überraschen, wenn in der über hundert zählenden Liste der *a*-präfigierten Verben nur 45 sind, bei denen eine vergleichbare arabische Vorlage anzuführen ist, und von diesen wiederum nur elf, außer *amātar*, die in der vierten Form stehen, also das Präfix aufweisen.

Erschwerend für den Nachweis arabischen Sprachgeistes in dem Präfix *a-* des Spanischen und Portugiesischen wirkt, daß in dem untersuchten Text nur ein einziges Verb arabischen Ursprungs vorkommt, eben *amātar*, das sozusagen leibhaftig, d. h. in seiner phonetischen Gestalt ins Iberoromanische einging, allerdings als *matar* 'töten'. Aspan. *amatar* ist – so muß man aus dem Schweigen der

Verf. annehmen – nicht in der Bedeutung 'töten' belegt. Leider fehlt auch gerade an dieser Stelle der Vergleich mit der Vorlage. *Amatar* kommt in der Bedeutung 'löschen' und in Verbindung mit *fuego* und *lumbre* vor. Die Verf. nimmt seine Rückentwicklung vom Kompositum zum Simplex unter dem Einfluß lateinischen Formdenkens an; das den Komposita eine Nebenbedeutung an der Seite der Hauptidee des Simplexes zuspricht. *Amatar* 'löschen' in seiner begrenzten, übertragenen Bedeutung gab Anlaß zur Bedeutung *matar* 'töten'. Aber es liegt doch ein Widerspruch in der Tatsache, daß gerade *a-*, der Träger der faktitiven Funktion – an anderer Stelle schreibt die Verf. diesem *a-* eine intensivierende Kraft zu (*amenazar, aforzar*) – bei diesem häufigen und tatkräftigen Verb wegfallen sollte. Zumal wohl *amatar* 'löschen' nur eine stilistische Metapher ist, neben der es andere Ausdrücke gab.

Vielleicht darf man die Entwicklung mit der folgenden Überlegung beleuchten: genau so wie heute im Spanischen und Portugiesischen Simplex und Kompositum nebeneinander stehen, z. B. *sentar* und *asentar (assentar)* in verschiedenen Färbungen, genau so wie portugiesisch *a-*-präfigierte Verben im Spanischen einem Simplex entsprechen, könnte man sich im Altspanischen ein *matar* und *amalar* in gleichzeitigem Gebrauch vorstellen, wobei die endgültige Wahl auf das Simplex fiel, wie in anderen Fällen auf das Kompositum. Die Verf. führt selbst den gleichzeitigen Gebrauch von *consejar* und *aconsejar, gradecer* und *agradecer, guardar* und *aguardar*, von *serrar* und *aserrar* an; manche allerdings ohne Belege. Den Beleg von *alinpiar* kann ich aus einer Romanze ergänzen, wobei sich zeigen wird, wie sehr die Verf. mit ihrer Stildeutung recht hatte. Als der unglückliche Gonzalo Gustios die Häupter aller seiner Söhne reinigt, heißt es: *Y limpiándoles la sangre – asaz se fué a turbar*; dagegen als er das Haupt des Ältesten zurücklegt (es ist schon gereinigt): *Alimpiándola con lágrimas – volviérala a su lugar*¹. Das Kompositum ist gegenüber dem Simplex gefühlsbetont, und das würde dem mit *salagar* zusammengebrauchten *alinpiar* aus *Calila* entsprechen. Im heutigen Portugiesischen ist *alimpar* (o *mesmo que limpar*) erhalten geblieben, während es im Spanischen fehlt.

Ein aus *amalar* entstandenes *matar* würde mit *m-* im Anlaut dem sinnverwandten *morir* sich lautlich angleichen, wie sich sinngemäß das Partizip als Vertreter bisweilen einstellt: *le ha muerto* für *matado*.

Den Einzeldeutungen *serrado* und *solazado* gegenüber *aserrar* und

¹ RAMON MENENDEZ PIDAL, *Flor nueva de romances viejos*, Madrid 1928, p. 139 s.

asolazarse als einen vollendeten Akt bezeichnend oder durativ-progressiv verwandt, kann ich nicht folgen; denn dann dürfte kein Partizip das Präfix tragen. In *cometer* neben *acometer* sehe ich den Beweis für die Unsicherheit des Übersetzers oder Schreibers in einer Epoche, da *a-* noch im funktionellen Werden stand. Doch ist *aforçar* sicher ein Mozarabismus, wie ebenso die beiden zwar aus lateinischem Stoff gefügten *amanesçer* und *anochesçer*, die noch heute ihr arabisches Antlitz tragen.

Es sind noch manche Bemerkungen, die den feinen Spürsinn der Verf. für die Berührung von Romanisch mit Arabisch verraten, die mit ihrer Arbeit einen wertvollen Beitrag – und hoffentlich nicht den letzten – zur Semantik des Altspanischen geliefert hat.

Berlin

Eva Seifert.

★

Zur Erforschung des Hispano-kaukasischen

Aus Anlaß von: KARL BOUDA, *Baskisch-kaukasische Etymologien*. Heidelberg 1949, C. Winter, 55 S. (DM 6.50).

Während Hugo Schuchardt in seinen Aufsätzen *Baskisch und Nubisch* (RIEB 6, 1912, p. 267–281) und *Baskisch und Hamitisch* (RIEB 7, 1913, p. 289–340) noch eine nahe Verwandtschaft des Baskischen mit den hamitischen Sprachen für wahrscheinlich hielt und an eine vorhistorische Wanderung der kaukasischen Iberer von Osten nach Westen über Nordafrika glaubte (RIEB 13, 78), gewinnt heute die These Trombetti, wonach das Baskische mit den Kaukasussprachen am nächsten verwandt sei, immer mehr Anhänger. Trombetti dachte an eine Ost–West-Wanderung kaukasischer Völker nördlich des Mittelmeeres; die Beziehungen des Baskischen zum Hamitischen beruhten nach ihm auf einer entfernteren Verwandtschaft. Manches weist aber darauf hin, daß zum mindesten ein Teil der afro-hispanischen Übereinstimmungen im Wortschatz anders zu beurteilen ist. Altbezeugte, Nordafrika und Hispanien gemeinsame Orts- und Personennamen (vgl. A. Schulten, *Numantia* 1, p. 37–44) und verschiedene absolut einwandfreie hamito-baskische Wortgleichungen, insbesondere aus dem Bereich der Flora, können sich nur durch direkte sprachliche Beziehungen zwischen den Völkern nördlich und südlich des Mittelmeeres erklären. Dabei bleibt die Frage offen, ob wirklich alle afro-hispanischen (-baskischen) Isoglossen, vom Hispano-kaukasischen aus betrachtet, als sprachliche Superstrate (Entlehnungen in späterer Zeit) aufgefaßt werden müssen.

Forscher, die sich, wie Bouda, im Baskischen und in den kauka-

sischen Sprachen auskennen und den Wortschatz nicht nur aus Wörterbüchern, sondern auch aus Texten schöpfen, sind äußerst selten. Boudas umfassende Kenntnisse weiterer nicht indogermanischer, aber auch indogermanischer Sprachen und seine Kombinationsgabe sind für die von ihm behandelten Probleme sehr nützlich. Dagegen ist er mit den romanischen Sprachen und Mundarten weniger vertraut, wenn ihm auch das Buch von G. Rohlfs, *Le Gascon*, nicht unbekannt geblieben ist. Jeder, der sich mit baskischer Etymologie beschäftigt, sollte zum mindesten die romanischen Mundarten am Süd- und Nordhang der Pyrenäen aus den Originalquellen kennen. Umgekehrt ist das Baskische auch für den Romanisten eine Quelle der Erkenntnis. Da euskaro- oder besser hispano-kaukasische Sprachen einst, vor der Einwanderung der Indogermanen, auf einem weiten Gebiet Südeuropas (vermutlich neben andern, damit nicht näher verwandten Sprachen) gesprochen wurden und zahlreiche Wörter vorindogermanischen Ursprungs wohl dieser Schicht zuzuweisen sind, dürften die Forschungen Boudas auch Romanisten interessieren. Manche vorromanische und vorindogermanische Elemente im Wortschatz der gascognischen, katalanischen, spanischen, aber auch der portugiesischen Dialekte, finden Entsprechungen, die sich noch im Baskischen erhalten haben. Daraus kann geschlossen werden, daß das Baskische mit dem Aquitanischen und Iberischen oder Hispanischen im weitern Sinne irgendwie verwandt war (der neutrale Ausdruck «Hispanisch» ist geographisch zutreffender und schützt vor Mißverständnissen, da man unter Iberisch auch etwa einen Zweig des «Afro-Iberischen» versteht). Durch die Verknüpfung des Baskischen mit dem Kaukasischen (und zwar allen drei Gruppen) und des Baskischen mit dem Hispanischen ergibt sich auch die Möglichkeit zur Aufstellung von hispano-kaukasischen Wortgleichungen ohne baskische Entsprechungen.

Da jedoch die kaukasischen Quellenwerke den Romanisten schwer zugänglich sind, wurden bis heute keine iberoromanisch-kaukasische Übereinstimmungen im Wortschatz, die der Kritik standhalten, veröffentlicht. Wie wir in der Festschr. Jud, p. 268, wahrscheinlich gemacht haben, ist der Stamm von kat. *catxap*, aspan. *cazapo*, alent. *cachapo* 'junges Kaninchen' usw. identisch mit demjenigen von span., port. *cachorro* 'junger Hund'; cf. ferner alent. *gazopo* 'Hündchen' und béarn. *cachorre* 'boule, galle du cou-drier' (eigentlich 'Hündchen'); cf. auch *FEW* 2, 194). Die *p*-Suffixe dieser Wörter sind gewiß, entgegen unserer früheren Auffassung, vorindogermanischen Ursprungs, wie die viel häufigeren *rr*-Suffixe; kat. *catxap* und seine Familie wird schon in vorindogermanischer Zeit (wie das gleichbedeutende dial. port. *lapouço*) das junge

Kaninchen bezeichnet haben¹. Daß der Stamm vorrom. **kač-* ursprünglich jedoch einen jungen Hund und nicht ein junges Kaninchen bezeichnete, wird nicht durch das von Rohlfs irrtümlich herangezogene bask. *txakur* 'Hund', sondern durch die kaukasischen Entsprechungen von vorrom. **kač-* erwiesen: lak. *kači* 'Hund', agul. *k'ac* 'Hündin' usw. (Dirr). In den südkaukasischen Sprachen ist das Wort nicht nachweisbar, wohl aber im Armenischen: *k'ac* 'Weibchen des Hundes und anderer Tiere'. Wie wir in einer noch unveröffentlichten Arbeit über Haustiernamen zeigen werden, finden auch astur., leon. *cuzo* 'junger Hund' und, was schon früher erkannt wurde, das oben erwähnte bask. *tšakur* 'Hund' genaue Entsprechungen in kaukasischen Sprachen. So lassen sich aus den heutigen Sprachverhältnissen der iberischen Halbinsel verschiedene Wörter für ein und denselben Begriff schon für die vorindogermanische Zeit erschließen und gleichzeitig dieselben schon alten Differenzierungen des Wortschatzes in den kaukasischen Sprachen nachweisen.

Die Arbeit Boudas ist eine Fortsetzung von früheren, in der Zeitschrift für Phonetik 2, 1948, p. 182–202, 336–352, erschienenen Studien «Baskisch und Kaukasisch». Sie enthält, nach lautlichen Kriterien angeordnet, 217 euskaro-kaukasische Wortgleichungen und im Anhang, außer einigen Nachträgen, baskische und kaukasische Wörter, die von Trombetti irrtümlich beurteilt wurden. In den Schlußfolgerungen und Ergebnissen gibt der Verfasser einen Überblick über die Lautverhältnisse, die Bedeutungsgruppen und ein baskisches Wortregister.

Wenn man die Zusammenstellungen Boudas betrachtet, wird man nicht selten eher an etymologische Möglichkeiten als an sichere Vergleiche denken, insbesondere dann, wenn man mit der Wortbildung und Formenlehre der berücksichtigten Sprachen nicht vertraut ist. Nach der Abtrennung von Präfixen und Suffixen bleibt häufig nur noch ein Konsonant als Bedeutungsträger. Da jedoch

¹ Dagegen halte ich an meiner Erklärung von lat. *cuniculus* aus dem Gallischen der iberischen Halbinsel fest (vgl. Festschr. Jud, pag. 265–268). Die Einwände von BERTOLDI (Nueva Rev. Fil. Hisp. 1, p. 141–142) sind durchaus nicht zwingend und seine neue Etymologie (cf. auch La Parola del Passato 2, p. 20) höchst unwahrscheinlich: bask. *unchi* 'Kaninchen' soll ferner zu bask. *kui* 'conejo de Indias', d. h. 'conejillo', 'Meerschweinchen' (cf. auch bask. *akuri*, *kurrin* 'Meerschweinchen') sowie zu bask. *goi* 'Anhöhe' (< **goni*) gehören und somit afro-iberischen Ursprungs sein. Daß einheimische Tiere von eingewanderten Völkern bisweilen mit eigenem Sprachgut benannt werden, ist gewiß nichts so Außergewöhnliches.

im Prinzip die Verwandtschaft des Baskischen mit den kaukasischen Sprachen nicht zu leugnen ist, wird man die Aufstellungen Boudas nur dann mit triftigen Gründen ablehnen können, wenn die verglichenen Wörter innerhalb des Baskischen oder des Kaukasischen auf Grundformen zurückgehen müssen, die mit einander unvereinbar sind (aus solchen und andern Gründen konnte Bouda manche von Trombetti verzeichnete Gleichungen nicht annehmen). Bouda hat im allgemeinen die abweichenden Erklärungen Schuchardts aus dem Hamitischen nicht besonders erwähnt. Auch einige von Dumézil vorgeschlagene kaukasisch-baskische Etymologien wurden nicht kritisiert (die Arbeiten Dumézils blieben leider Bouda unzugänglich), sondern durch andere ersetzt. Auffällig ist, daß Bouda, der das baskische Wörterbuch von Azkue zum mindesten einmal zitiert, für bask. *i-zei*, *i-zai* bloß die Bedeutung 'Pappel' angibt und es mit tscherk. *p-səj* 'Tanne' vergleicht. Doch gibt Azkue für *izei* drei, für *izai* vier Belege mit der Bedeutung 'Tanne', nur einen (für *izai*, nach Salaberry) mit der Bedeutung 'Pappel'. Der Vergleich mit dem tscherkessischen Wort wird dadurch noch gestützt.

Durch die Zusammenstellung von bask. *ausa* 'Lawine' (Lhande), Roncal *usi-n* ds., nnav., soul. *auso* 'Schneesturm', *elurrauso* 'Lawine', labourd. *azo-rri* 'Hagelschauer' (nach Azkue 'averse, giboulée') aus **azo* mit awar. ³*azo* 'Schnee', kaputsch. *oz* 'Schnee' wird wohl auch das bisher etymologisch dunkle béarn. *asque* (Palay) oder *asco* (Rohlfs, Le Gascon) 'avalanche volante' aus vorrom. **az-ka* ins rechte Licht gerückt. Eine genau gleich gebildete Form fehlt also im Baskischen, doch darf die Etymologie als gesichert gelten, da ein baskischer Wandel von *au* > *a* (*u*) häufig ist; cf. Uhlenbeck, Lautl. 14.

Dagegen scheint mir der Vergleich von bask. *apho* 'Kröte' mit swan. *apχw* 'Frosch' trotz der lautlichen Ähnlichkeit zweifelhaft. Das baskische Wort, hnav., guip., lab. *apo*, nnav. lab., soul. *apho* steht neben bizk., guip. *sapo*, nnav., lab. auch *zapo* und entspricht einerseits genau dem arag. *zapo*, sp., port. *sapo* 'Kröte' (mundartliche Belege in der Rev. dial. 4, p. 482–483, 297), anderseits gallo-romanischen und oberitalienischen Formen: béarn. *sapou* 'crapaud', Toulouse 'un vieux crapaud' (Honorat), ebenso im Languedoc (Mistral), valvest. *šap* 'rospo' laut Battisti (cf. auch AIS 455) < vorrom. **tsappo*-, REW 7593 **sappus*, «Herkunft unbekannt». An und für sich wäre es nicht ausgeschlossen, daß die baskischen Wörter mit Schuchardt, Bask. und Romanisch, p. 38, als Entlehnungen aus dem Spanischen, bzw. Béarnesischen zu deuten wären. Da aber die romanischen Wörter im Indogermanischen keine Anknüpfung finden, sind die an erster Stelle angeführten baskischen Formen wahrscheinlich autochthon. Die romanischen Entspre-

chungen stammen daher aus den mit dem Baskischen verwandten vorindogermanischen Sprachen Hispaniens und angrenzender Gebiete. Sie zeigen, daß der Anlaut *s* (*ts*) ursprünglich und folglich mit Schuchardt und Gavel (Phonétique, p. 178) in bask. *apo*, *apho* 'Kröte', wie in andern baskischen Wörtern, ein sekundärer Schwund des Zischlautes anzunehmen ist.

Einige baskische Wörter, die Bouda mit kaukasischen vergleicht, gehören im Baskischen jüngeren Schichten an. So kann bask. *altz*, *altza*, *alza* 'Erle' nicht von kors. *álzu* 'Erle' (ALEIC 1060) getrennt werden. Kors. *alzu* ist aber indogermanischen Ursprungs: es weist, wie bask. *altz*, auf eine Grundform **alsos*, die mit lat. *alnus* < **alsnos* urverwandt ist; cf. darüber ausführlich J. Hubschmid, ZRPh. 66, 57. Sicher lateinischen Ursprungs ist bask. *uzta* 'Ernte' < rom. *agustus* < *augustus*, REW 786; cf. auch span. *agosto* 'August; Erntezeit, Ernte'. Ebenso wird bask. *ezpara* 'Viehbremse' doch wohl auf rom. **vespera* < **vespula* (zu lat. *vespa* 'Wespe') beruhen, cf. Schuchardt, Bask. u. Rom. p. 34–35, REW 9272 und arag. *avrespa* 'aviespa'. Bask. *zango* 'Bein' ist gewiß junges Lehnwort aus aspan. *zanco* 'Bein'; cf. ait. *zanca* 'Bein', REW 9598 (< pers.). Bask. *martšite* 'serpe du vigneron' (Azkue) gehört zu span. *machete* 'kurzer Säbel; Hackmesser', span. *macho* 'Schmiedehammer' < lat. *marculus*, Schuchardt, ZRPh. 36, 36; REW 5347. Auch bask. *zorro* 'Sack' (in allen Dialekten), übertragen 'Bauch', dürfte im Baskischen junges Lehnwort sein; cf. agask. *sorrones* 'sac de peau' (Dubberke 73), Bayonne *sourroun* 'sac de cuir renfermant quelque chose de précieux', span. *zurrón* 'Hirtentasche', Rohlfs, Le Gascon 64, REW 8476b (< arab. *ṣurrāh* 'Geldbeutel').

Wenn man von diesen und einigen andern zweifelhaften Etymologien absieht, werden doch, wie Bouda anzunehmen geneigt ist, die große Masse bestehen oder, vorsichtiger ausgedrückt, schwer zu widerlegen sein. Durch eigene Funde, die demnächst veröffentlicht werden sollen, kann die Anzahl der hispano-kaukasischen Wortgleichungen noch vermehrt werden.

Liebefeld-Bern

Johannes Hubschmid.

★

BERTIL MALMBERG, *L'espagnol dans le nouveau monde. Problème de linguistique générale*. Tirage à part des Studia Linguistica I, 1947; II, 1948. 74 p. C. W. K. Gleerup, Lund 1948.

M. L. WAGNER, *Lingua e dialetti dell'America Spagnola*. 190 p. Ed. Le Lingue Estere, Firenze 1949.

Seit dem einschlägigen Abschnitt im Buche von William Entwistle (*The spanish language, London*, 1935, p. 229–277) hat sich der

Mangel an einem guten, zusammenfassenden Handbuch der südamerikanischen Dialekte immer bemerkbarer gemacht. In keinem andern Abschnitt der romanischen Philologie sind die Materialien so zerstreut und so schwer zugänglich wie gerade hier. Man ist daher den beiden Verfassern dankbar dafür, daß sie uns auf knappstem Raum die Wesenszüge des lateinamerikanischen Sprachlebens vermittelt haben.

Max Leopold Wagner war wie kein zweiter berufen, diese Synthese zu schreiben. Er war der erste, der schon 1920 (*Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein*, *ZRPh.* 40, 286–312, 385–404) die Struktur dieser Sprachlandschaft erfaßte, die von Kalifornien bis nach Feuerland sich erstreckt. Seither haben sich die Methoden verfeinert, viel Neues ist da und dort publiziert worden, und nach dreißig Jahren legt uns der Verfasser nun die Summe seiner sprachwissenschaftlichen Erfahrungen in erneuter und stark erweiterter Auflage vor.

Nach einer gehaltvollen Einleitung behandelt W. zunächst die spanische Komponente.

Charakteristisch für das Spanische Südamerikas ist die Einheitlichkeit, vor allem der phonetischen Merkmale. Man hat lange von dem andalusischen Charakter der überseeischen Dialekte gesprochen. P. H. Ureña hat dann in einer sorgfältigen Untersuchung nachgewiesen, daß der andalusische Anteil an der primitiven Einwandererquote denjenigen anderer spanischer Gegenden nicht eindeutig überwiegt: die sogenannten «andalucismos» sind vielmehr sprachliche Archaismen des präklassischen Vulgärspanischen. Die Herausarbeitung gerade dieser Tatsachen bildet eines der besten Kapitel im Buche Wagners.

Ähnliches läßt sich auch bei den morphologischen und syntaktischen Eigenheiten feststellen sowie bei den lexikalischen Sonderentwicklungen, die sich fast alle in spanischen Dialekten auch nachweisen lassen.

Ein zweites Kapitel ist dem indianischen Element gewidmet. Es werden zunächst die lexikalischen Beiträge der verschiedenen indianischen Sprachkreise an das Regionalspanische besprochen, des Arawak von den Antillen, des Karibischen, des Nahuatl (Sprache des Aztekenreiches), des peruanischen Quechua, des chilenischen Mapuche oder Araukanischen und des Guarani in den La Plata-Staaten.

Anschließend (p. 67 ss.) berührt W. eine der Hauptfragen der südamerikanischen Linguistik, nämlich ob die Indianersprachen auch außerhalb des Wortschatzes das Spanische beeinflußt hätten. Es ist dies eine Prinzipienfrage der Substratforschung, die auch auf dem Gebiet der europäischen Romania ihre endgültige Beantwor-

tung noch nicht gefunden hat. Ob die verschiedene Entwicklung der Diphthongierung in den romanischen Sprachen oder die Behandlung der intervokalischen Konsonanten und Konsonantengruppen ganz spontan vor sich gegangen ist, oder ob vor- (oder nach-)romanesche Artikulationsgewohnheiten mitgespielt haben, darüber scheint das letzte Wort noch nicht gesagt worden zu sein. Für Südamerika lehnt Wagner (entgegen der Theorie von Rudolf Lenz) diesen Substrateinfluß ab. Dabei bemerkt er mit Recht, daß sich solche, oft tiefgehende, Beeinflussungen natürlich stets nachweisen lassen bei Bevölkerungsteilen, die ihre indianische MutterSprache erst vor kurzem aufgegeben haben, und bringt dafür Beispiele aus Yucatan. Merkwürdig ist dabei allerdings, daß W. uns bündig die Unhaltbarkeit der Thesen von R. Lenz beweist, wonach der chilenische Wandel *tr* > *ch* (*tronco* > *chonco*) unmöglich auf araukanischen Einfluß zurückgehen kann, ohne uns zu sagen, daß er selbst 1920 diese Entwicklung als durchaus möglich angesehen hat.

Durchgedrungen ist einzig in Mexiko und Zentralamerika das aztekische Suffix *-eco* in geographischer und dann auch in pejorativer Bedeutung (*Yucatán-yucateco* 'Einwohner von Y.'; *patuleco* 'krummbeinig' usf.).

Ein drittes Kapitel setzt sich mit den Sonderentwicklungen in den verschiedenen südamerikanischen Zonen auseinander, in der Reihenfolge: 1. Mexikanische Zone (inbegr. der Süden der Vereinigten Staaten und Zentralamerika); 2. Antillenzone und Festlandküste Venezuelas; 3. Andenzone (Peru, Ecuador, Nordchile, Bolivien und andine Gebiete Kolumbiens); 4. Chile; 5. La-Plata-Gebiet (Argentinien, Uruguay, Paraguay und Teile von Bolivien). Was diese Einzeluntersuchungen besonders wertvoll macht, sind die beigegebenen zahlreichen Dialekttexte.

In einem Schlußwort resümiert der Autor noch einmal seine Ergebnisse: überraschende Einheit, wo die Einheit mit Spanien besteht, und überraschende Vielfältigkeit dort, wo sie nicht besteht. Fehlen eines indianischen Substrates, außer auf lexikalischem Gebiet. Überleben eines vorklassischen Vulgärspanischen, das viele Berührungspunkte aufweist mit dem Judenspanischen des Balkans.

Als Anhang figurieren noch interessante Proben aus den eigentlichen Hybridsprachen: dem Negerspanischen von Curaçao, dem Negerspanischen von Kuba, und dem Malayospanischen der Philippinen.

Im folgenden möchte der Rezensent zu einigen Detailfragen Stellung nehmen.

1. W. sagt es nirgends ausdrücklich, aber es ist leider so, daß unsere lexikalischen Materialien für Südamerika zum größten Teil aus zweiter Hand stammen. Darunter leidet vor allem unsere Kenntnis

des spanischen Wortschatzes. Die Autoren der Dialektwörterbücher und die regionalen Schriftsteller sind sich meistens des Umstandes gar nicht bewußt, daß viele spanische Ausdrücke, die sie verwenden, vom europäischen Spanisch abweichen. Indianische Lehnwörter werden dagegen viel leichter identifiziert, und außer rein lokalen Ausdrücken sind sie wohl ziemlich vollständig aufgenommen. Als Beispiele mögen einige Proben aus Mundartnotierungen in Fischerdörfern der nordperuanischen Küste dienen (Gegend von Eten-Chiclayo-Lambayeque): *anklote* 'kleines Wasserfäßchen'; *kapiyo* 'Kleingeld, das der Taufpate an der Taufe unter die Kinder wirft'; *sampedro* 'Getränk, das der *curandero*, der Medizinmann, dem Kranken eingibt'; *farson* 'Jochdeichselbindung' (cf. costarr. und castil. *barzon*, Mörgeli, *Joch*, p. 164); *rroyo* 'Trupp von 12–14 Stück Vieh, welcher beim Dreschen das Austreten der Körner besorgt'; *amaxár*: *el arroz está amajando* 'der Reis geht der Reife entgegen'; *burro* 'großer Haufen Reis auf der Dreschenne'; *selébro* 'Genick'; *wébo* 'das Weiße des Auges'; *aradóres* 'Gerstenkorn am Auge'; *trónca* 'Schnauze, vorgestülpte Lippe'; *gwergwéro* 'Adamsapfel'; *tabliya* 'Schlüsselbein; *kompañónes* 'Hoden'; *maéorra* 'unfruchtbare Kuh'; *platíyo* 'Scheitelwirbel'; *goyotéra* 'Speiseröhre', 'Gurgel'; *simóra* 'zauberkräftiger Trank'; *la maldá* 'jettatura'; *borrá^{do}* 'pockenarbig'; *rasióla* 'eine Hautkrankheit'; *embexigáo* 'mit geschwollenen Händen'; *kalabóso* 'Buschmesser'.

Keines dieser Wörter steht im *Diccionario de Peruanismos* von Juan de Arona. Es ist meine Überzeugung, daß durch direkte Aufnahmen unsere Kenntnis des Südamerikaspanischen und indirekt des Vulgarspanischen des 16. Jahrhunderts sich erheblich erweitern müßte.

Mit Ausnahme Argentiniens kennen wir fast nur den städtischen Wortschatz.

2. p. 28. W. sagt: «*L'antica grafia x per s si usa ancora nel Messico per il nome del paese Mejico (ed in alcuni nomi indiani di città Oaxaca 'Oajaca'; Xalapa accanto a Jalapa); ma questi nomi si pronunciano ora uniformemente con jota.*» Der Name der Stadt *Xochimilco* wird aber ausgesprochen *šoćimilko*. Sicherlich haben die Spanier noch die palatale Aussprache mitgebracht, wie das W. an den spanischen Lehnwörtern im Aztekischen nachweist (cf. auch quechua *uiša* 'oveja'; umgekehrt sind in Peru die indianischen Namen mit *s* (meine Kenntnisse des Quechua erlauben mir nicht, dieses *s* artikulatorisch genauer zu definieren), zunächst mit *s* wiedergegeben worden, während sie heute durchwegs mit *x* (*j*) ausgesprochen werden (*Sausa*, *Casamarca*); bezeichnenderweise ist qu. *ušuta* 'Sandale' in Peru als *ojota* überliefert, während der später kolonisierte Nordwesten Argentiniens heute noch *ušuta* gebraucht.

p. 29: Hier wäre noch anzufügen, daß, wie in vielen spanischen Mundarten, das *f*- in *fierro* erhalten ist.

p. 31: Die spanische Bezeichnung des Truthahns, *pavo*, ist, soviel ich sehe, nur in Mexiko durch ein indianisches Wort ersetzt worden (*guajalote*).

comadreja ist nicht '*un animale della famiglia delle lontre*', sondern die Beutelratte (*Didelphis Azarae*).

p. 39: Anzufügen das bekannte mex. *mero* 'mismo': *el merito lugar; ahi merito viene*.

p. 40: *cuear* heißt in Argentinien nicht '*frustare, bastonare*', sondern 'einem Stück Vieh die Haut abziehen'.

p. 43: portorr. *pachorrudo* ist normal gebildet nach dem Subst. *la pachorra*.

p. 47: Unter den '*metafore scherzose*' wäre an das argent. '*andar a Luján*' zu erinnern: *Luján* ist ein Vorort von Buenos Aires, und um dorthin zu gelangen, muß man zuerst das Dorf *Merlo* durchqueren; *pasar por merlo* heißt aber 'als Dummkopf gelten'; überhaupt hat gerade das Argentinische eine besondere Vorliebe für doppelsinnige (und meistens zweideutige) Wortspiele. Man vergleiche Ricardo Güiraldes, *Don Segundo Sombra*: «*Sos muy pesao-decia Goyo* (dt.: du bist zu schwerfällig). – *Ya te tuvo que contar tu hermana*.

Ein merkwürdiges Beispiel ist auch '*hace brodo*' – 'es ist heiß' im Argot des größtenteils von Italienern bewohnten Hafenquartieres der Boca in Buenos Aires. Die Transposition ist einfach: it. *brodo* = span. *caldo*; daher it. *caldo* = span. *brodo*.

p. 63: *alpaca* ist nicht dem Quechua entnommen. Übereinstimmend bringen alle Texte des 16. Jahrhunderts nur *paco* (qu. *paco llama* = rötliches Lama). Erst im 19. Jahrhundert, als die Alpaca-wolle zu einem begehrten Handelsartikel wurde, erscheint *alpaca*, welches dem boliv. *aymará* angehört (die großen Alpaca-Wollmärkte liegen alle um den Titicacasee, wo nur *aymará* gesprochen wird).

mate: la piccola zucca rotonda nella quale si prepara il té del Paraguay, poi l'infuso stesso. Aber in Peru ist der Matetee heute noch völlig unbekannt. Die Bedeutungsübertragung hat erst in Argentinien stattfinden können, eventuell in Bolivien. *Mate* ist in Peru, im Quechua, jedes Gefäß, das aus einer Kalebassenschale hergestellt ist.

p. 66: Hier bricht die Behandlung des Wortschatzes ab. Man bedauert dies eigentlich, da niemand wie Wagner imstande gewesen wäre, die eigenartigen sprachgeographischen Verhältnisse Südamerikas darzustellen. Ich möchte im engen Rahmen dieser Rezension nur einige Gesichtspunkte aufzählen, die bei einer künftigen

Behandlung des amerika-spanischen Wortschatzes zu berücksichtigen wären.

- a) Primäres Ausstrahlungszentrum der Antillen als mächtige sprachliche Grundschicht im Lehnwortschatz der lateinamerikanischen Länder.
 - b) Die mexikanischen Neuerungen erreichen häufig Spanien, während Südamerika dem Antillenwort treu bleibt: span. *cacahuete*-südam. *mani*, span. *nopal* südam. *tuna*.
 - c) Alle alten, auch in Europa eingedrungenen Lehnwörter gehören den drei Ausstrahlungszonen Antillen-Mexiko-Peru an. Die Wörter aus dem Araukanischen und aus dem Guarani sind jüngeren Datums, und zum Teil erst auf dem Umweg über Europa wieder in Südamerika eingedrungen. Dabei lässt sich ein deutliches nord-südliches Kulturgefälle erkennen: es sind mehr Wörter von Mexiko nach Peru gewandert als umgekehrt, und mehr von Peru nach Argentinien und Chile als von dort nach Peru.
 - d) In seinen Aufsätzen *Para la historia de los indigenismos* (Bibl. de Dialectol. Hispanoamericana III, Buenos Aires 1938) hat P. Henriquez Ureña sehr schön nachgewiesen, wie Argentinien auf dem Seeweg, über Spanien, die antillanischen Bezeichnungen der Süßkartoffel erhielt, *boniato* und *batata*, während auf dem Landweg von Peru her das mex. *camote* vordrang. Dies gilt jedoch noch für eine ganze Reihe anderer Wörter. Ganz Nordwestargentinien märschiert sprachlich mit Peru, Bolivien und Ecuador. Bis heute ist aber die Frage nicht untersucht worden, wieweit diese auffällige Verteilung der Quechua-lehnwörter auf der direkten Substratwirkung des alten Inkareiches beruht, und wieweit sie der spanischen Kolonialsprache angehören. Die gleiche Bemerkung gilt für die Ausbreitung der Lehnwörter aus dem Nahuatl im Gebiete des Vizekönigreiches Mexiko.
 - e) Es ist auffällig, wie Peru, als Sitz der Kolonialverwaltung, obwohl es im Herzen der Quechua-zone gelegen ist, eine ganze Reihe von Quechuawörtern nicht braucht, die in den peripheren Gebieten: Argentinien, Chile, Uruguay, lebendig sind: per. *frijol* – arg. *poroto*; per. *vainita* – arg. *chaucha*; per. *cardo*, *cardón*; Kaktus – nordarg. *quisco*.
- p. 87: Die *yuca* (*manihot utilissimum*) gehört zu den Euphorbiaceen; die Übertragung auf die bekannte Zierpflanze (fr. *yucca*, Palmenlilie) erfolgte erst viel später.
- p. 90: *bote* wohl kaum aus engl. *boat*, allgemeinspanisch und portugiesisch, cf. *FEW*, *boot*.
- p. 92: *trancas*, ungenau übersetzt mit 'grosso tronco'. In Südamerika wird damit der Querbalken der Einfriedigung des 'corral', des Viehpferches, bezeichnet (cf. p. 98, N 33).

p. 98: *almadía* ist nicht 'una especie de canoa', sondern ein Floß.
p. 109: ich frage mich, ob die Erhaltung des *ll* im Innern Perus nicht auf den Einfluß des Quechua zurückgeht, zu dessen typischen Lauten es gehört.

p. 111: *cacho* = *cuerno*: Cf. Romance, «En Santa Gadea de Burgos...: con cuchillos cachicuernos, y no con puñales dorados...»

p. 116: *zambo* bezeichnet allgemein den Mulatten.

p. 123: *futre 'bellimbusto'* geht wohl zurück auf fr. *jeanfoutre*.

p. 139: Hier hat W. offenbar das Wortspiel übersehen: der Besucher sitzt vor dem Haus, und dann ruft die Hausfrau: *Venga, Florido, a agarrarlo por la cola al simarrón. Dentre, sientese en esa siya* usw. Es ist ganz klar, daß hier *cimarrón* nicht bedeuten kann 'animale indomito', sondern daß es sich um ein Wortspiel handelt mit 'mate *cimarrón*', wilder, d. h. ungesüßerter Matetee.

Das Buch von M. L. Wagner hat eine große Lücke ausgefüllt und wird von nun an, neben dem neuen Amerikanischen Wörterbuch von Georg Friederici (Hamburg 1947), zum unentbehrlichen Werkzeug des Hispanisten gehören.

II. Ganz anderer Art ist das schmale Büchlein von Bertil Malmberg. M. geht von einer ganz konkreten Fragestellung aus: welches ist die eigentliche Rolle des Substrates im Südamerikaspanischen? Der Verfasser studiert diese Frage in zwei Gebieten, die er persönlich kennengelernt hat, Argentinien und Paraguay. Schon aus diesem Grunde bildet das Werk eine wertvolle Ergänzung zu M. L. Wagner, welcher sich hauptsächlich auf Mexiko und Zentralamerika stützt.

Wie bei Wagner erhalten wir zunächst eine Übersicht der phonetischen und morphologischen Sonderentwicklungen des Amerikaspanischen. M. stand in Buenos Aires hiefür eine weit reichere und sicherere Dokumentation zur Verfügung als W. Das Bild, das uns Malmberg gibt, ist weniger umfassend, aber viel feiner abgestuft. Wertvoll ist ferner die reiche Auswahl an syntaktischen Beispielen.

Als Ergebnis seiner Studien gibt uns M. zwei wichtige Feststellungen:

1. Außerhalb des Lexikons existiert eine direkte Substratwirkung der Indianersprachen nur in verschwindend kleinem Umfange und nur in ausgesprochen zweisprachigen Gebieten. Die Substratwirkung ist keine direkte Funktion der ethnischen Zusammensetzung. Viel wichtiger sind die kulturellen Faktoren, die soziale Schichtung der Bevölkerung, die Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten. M. belegt diese Behauptung am Beispiel von Paraguay. In Paraguay ist heute die Indianersprache, das Guarani, allgemein verbreitet bis in die gebildeten Kreise. Ergebnis: das Spanische hat

sich daneben als Hochsprache in unerwarteter Reinheit erhalten. Der Großteil der Vulgarismen, durch die sich Argentinien so unvorteilhaft vom übrigen Südamerika abhebt, fehlen in Paraguay. Die paradoxe Schlußfolgerung ist also: je stärker das ethnische Substrat ist, desto schwächer ist das linguistische Substrat. Dieses Paradox erklärt sich ohne weiteres: Vulgarformen dringen von unten her in die Schriftsprachen ein, setzen also voraus, daß die Unterschicht eine andere Sprache spricht als die Oberschicht. Wenn jedoch die Oberschicht ihre Sprache nur als Schrift- und Kultursprache weiterpflegt, daneben aber für den täglichen Gebrauch die Substratsprache angenommen hat, ist die Gewähr für die reine Erhaltung der ersteren gegeben.

Malmberg insistiert auch auf der Bedeutung der sozialen Schichtung. Rez. legt diesem Umstand eigentlich noch größere Bedeutung bei als Malmberg. Der bekannte sprachliche Unterschied in der Sprache der Hochländer (*tierras frías*) und der Tiefländer (*tierras calientes*), ein Unterschied, der sich vor allem in Mexiko und Peru nachweisen läßt, beruht letzten Endes auf diesem Umstand. In den Tiefländern hat eine extensive Plantagenwirtschaft den Indianer von seinem Boden verdrängt. An seine Stelle tritt das indische Landproletariat, das sich vorzugsweise aus den Sierras rekrutiert. Daraus entstand jenes «ceto infimo» von verkommenen Indianern und Mestizen der untersten Schichten, eine amorphe Masse, deren Sprache sich rasch bastardisierte und in dieser Form in die Sprache der Großstädte Eingang fand.

Überall dort hingegen, wo der indianische Kleingrundbesitz gewahrt geblieben ist, vor allem in den *tierras frías*, haben sich indische und spanische Kultur nebeneinander erhalten.

2. Malmberg stellt danach mit Recht das Postulat auf, es seien auch die europäischen Substrattheorien nach diesen Gesichtspunkten zu revidieren (man denkt vor allem an Wartburg, *Die Entstehung der romanischen Völker*).

Anmerkungen:

p. 23: Der Gebrauch des Plusquamperfekts an Stelle des Perfekts (*entrara* statt *entró*) ist natürlich auf den Nebensatz beschränkt.

p. 32: Die merkwürdige argentinische Betonung der Pronominalsuffixe (*vamonós*, *digalo*) ist wohl bedingt durch den *voseo*. So wie man sagt: *vos tenés*, *vos agarrás*, *vení!*, *comé!*, sagte man auch *vamonós!*

p. 41: Man ist erstaunt, unter den Nachschlagewerken für das Quechua die einzige zuverlässige Darstellung nicht zu finden: Middendorf, *Das Runa-Simi oder die Keshua-Sprache*, Leipzig 1890.

p. 44: Es darf aber nicht übergangen werden, daß das Quechua die vollständige Reihe der emphatischen Okklusivlaute kennt,

welche gerade bei den untersten Volksschichten in Lima deutlich zum Ausdruck kommen. Es resultiert daraus für das Spanische eine typische Aussprache, welche die ganze Intensität auf die Konsonanten verlegt, während die darauffolgenden Vokale kaum gelispelt werden. Selbstredend gilt diese Aussprache nur für den Serrano, den frisch in Lima eingetroffenen Hochlandindianer.

Wenn man am Schlusse nun die beiden Darstellungen von Wagner und Malmberg vergleicht, darf man sagen, daß W. in erster Linie ein praktisches Handbuch zu schreiben beabsichtigte, bei dem allerdings die Betrachtungen über das Lexikon allzu stark in den Vordergrund getreten sind, während M., weniger enzyklopädisch, das Lexikon ganz übergeht und dafür alle ungelösten Probleme der Phonetik, der Morphologie und der Syntax einer sorgfältigen und geistreichen Kritik unterzieht. Jedes der beiden Werke bildet eine notwendige Ergänzung des andern.

Zürich

K. Huber.

★

AMILCAR FERREIRA DE CASTRO, *A Gíria dos Estudantes de Coimbra*. Coimbra, Faculdade de Letras, 1947. (Suplementos de «Biblos», Série Primeira, Filologia Romântica 7.) VIII, 201 p.

Eine überaus willkommene und dankenswerte Veröffentlichung, denn was man bisher über die Sondersprache der portugiesischen Studenten wußte, war, von gewissen allgemein bekannten Ausdrücken abgesehen (wie *caloiro* 'Fuchs'; *chumbar* 'durchfallen'; *filas* 'die Seidenbänder, die aus der Mappe der Studenten hängen und je nach der Farbe ihre Fakultät angeben'; *sebenta* 'Kollegheft' usw.), wenig und war jedenfalls bisher nie systematisch zusammengestellt worden. Die methodische Sammlung und Sichtung der Ausdrücke ist also allein schon ein erhebliches Verdienst und wird noch dadurch erhöht, daß der Verfasser sich um eine genaue, mit Beispielen belegte Definition derselben bemüht hat, die größere oder geringere Häufigkeit oder das Verhalten der Wörter gewissenhaft vermerkt und zugleich angibt, ob ein Ausdruck schon von den vorhandenen lexikalischen Werken verzeichnet ist und in welcher Bedeutung, wobei sich herausstellt, daß die Angaben der Wörterbücher häufig ungenau oder fehlerhaft sind.

In der Einleitung ergeht sich der Verf. zunächst über den Unterschied zwischen *gíria* und *calão* und bespricht dann in einem Kapitel den «processo da formação das gírias e da gíria académica». Darauf folgen die alphabetisch angeordneten Listen der Ausdrücke in drei Teilen: 1. «O estudante de Coimbra, a vida escolar e as instituições académicas» (p. 43–110); 2. «O estudante de Coimbra

nas suas relações com a sociedade em geral» (p. 111–180); 3. «Alguns termos da gíria académica usados no Colégio Luis de Camões» (p. 181–186). Den Schluß bildet ein abschließendes Wort und ein Wörterverzeichnis. Dem Ganzen geht eine auch auf den Inhalt der angeführten Werke eingehende sorgfältige Bibliographie voraus.

In dem Abschnitt «Gíria e calão» sucht der Verf. also, diese bei den gegeneinander abzugrenzen, wobei er im wesentlichen seinem Lehrer Manuel de Paiva Boléo folgt, der in einer Besprechung meines Aufsatzes *Portugiesische Umgangssprache und Calão, besonders im heutigen Lissabon* (VKR 10 [1937], 3–41) in Biblos XVI (1940), p. 290–294, den Ausdruck *gíria* auf die «Berufssprachen» (argots de métier) anwendet und als *calão* den «argot populaire» aufgefaßt wissen will.

Wenn man über die größere oder geringere Berechtigung dieser schließlich doch ganz willkürlichen Terminologie ins klare kommen will, muß man zunächst ihre bisherige Anwendung ins Auge fassen. In Spanien wurde bekanntlich der Ausdruck *germania*, der ursprünglich die «Brüderschaft» der Bettler und Diebe bezeichnete, auch auf deren Sondersprache angewendet, und dieselbe Bezeichnung hat sich auch in Portugal eingebürgert (Jorge Ferreira de Vasconcelos verwendet sie in seiner «Eufrosina», Akt V, Szene II, wo er sagt: «Quando eles querem, falam germania»; Verf., p. 15). Daneben war in Spanien der Ausdruck *jerigonza* gebräuchlich, wie wir u. a. aus dem Lazarillo de Tormes wissen («Començamos nuestro camino y en muy pocos días me mostró jerigonça»). Auch dieser war in Portugal als *gerigonça* verbreitet, und daneben taucht dann *gira* oder *gíria* auf. Heute ist in Spanien wie in Portugal *jerigonza* als Bezeichnung der Geheimsprache außer Gebrauch gekommen, aber in Mexiko z. B. ist *sirigonza* noch in der alten Bedeutung üblich (Mexikan. Rotwelsch, ZRPh. 39 [1918], 547), und für Brasilien betitelt Raúl Pederneiras seine Schrift über den brasilianischen Argot *Geringonça Carioca* (Rio de Janeiro 1922). In Portugal ist jedenfalls *gíria* vom 18. Jahrhundert ab bezeugt (Verf., p. 16).

Die alte *Germania* oder *Jerigonza*, wie sie uns aus Juan Hidalgo's *Romances de Germania* und dem diesem beigegebenen *Bocabulario de Germania* (1609) und den Schelmenromanen bekannt ist, war von zigeunerischen Elementen noch ziemlich frei; vom 17. Jahrhundert ab dringen jedoch immer mehr zigeunerische Wörter in das spanische Rotwelsch ein, so daß dieses, obwohl es immer noch Ausdrücke aus der alten *Germania* mitschleppt, einen von dieser recht verschiedenen Charakter angenommen hat. Für diese neue Art von Rotwelsch kam der Name *caló* auf, der heute allgemein gebräuchlich ist. Ursprünglich war *caló* eine Bezeichnung für die Sprache der Zigeuner; das indische Wort *kaló* bedeutet 'schwarz',

und die Zigeuner, insbesondere die spanischen, nennen sich im Hinblick auf ihre dunkle Gesichtsfarbe und ihre schwarzen Haare selbst so (cf. A. F. Pott, *Die Zigeuner in Europa und Asien*, Halle 1884, I. Teil, p. 29 ss.), und unter diesem Namen sind sie auch in Spanien bekannt; nichts ist natürlicher, als daß man auch ihre Sprache so hieß.

Der Ausdruck *caló* gelangte nach Portugal und ist heute der gebräuchlichste für «Argot» in der Form *calão*. Die portugiesische Form beweist allein schon, daß das Wort aus Spanien stammt; denn es ist nichts als eine Portugiesierung des Spanischen, wobei das ausgehende *-ó* als *-ón* aufgefaßt wurde, und da span. *-ón* port. *-ão* entspricht, in dieser Weise umgeformt wurde, wozu *gajão* aus span. (-zig.) *gachó* eine Parallel ist. Nebenbei bemerkt, hat dieses *gajão* heute in der portugiesischen Volkssprache die besondere Bedeutung 'espertalhão, finório' angenommen. Das allgemein-zigeunerische *gadzó*, über das ich in *VRom. I* (1936), 307 ss. ausführlich gehandelt habe, wird von den Zigeunern selbst meistens für einen Nichtzigeuner verwendet und bedeutet dann auch «Mensch, Individuum» im allgemeinen; in dieser Bedeutung wurde es von der spanischen Volkssprache übernommen; dieses *gachó* wurde, wie gesagt, in Portugal zu *gajão* umgestaltet, und da man in dem *-ão* das Augmentativsuffix sah, hat man daraus ein *gajo* rückgebildet (mit dem Ton auf dem *a*), das heute für «Individuum» allgemein üblich geworden ist und das folgerichtig ein fem. *gaja* neben sich hat. Aber bei den Zigeunern Brasiliens hat *gajão* die ursprüngliche Form und Bedeutung bewahrt; der Visconde de Beaurepaire-Rohan, *Dicionário de Vocábulos Brasileiros* (Rio de Janeiro 1889), p. 65, bringt es mit der Angabe «título obsequioso de que usam os Ciganos para com as pessoas estranhas à sua raça: meu *gajão* equivale a meu senhor, ou coisa semelhante», und auch Pederneiras, p. 26, definiert es 'homem estranho', ebenso Manuel Viotti in seinem *Dicionário da gíria brasileira*, São Paulo 1945, p. 174. Pederneiras, p. 26, hat auch *gazim* 'mulher estranha' (gíria cigana), aber an falscher alphabetischer Stelle; es ist sicher für *gajim* verdrückt und deshalb falsch einge-reiht; Viotti, der, wie gewöhnlich Pederneiras ausschreibt, bringt es auch (p. 179), hat aber daneben *gajins* «mulheres que não fazem parte do grupo de ciganos» (p. 174), und dies ist zweifellos die richtige Form, denn sie entspricht dem zig. Feminin *gadží*, span.-zig. *gachí*; im Portugiesischen von Brasilien wurde der auslautende Vokal nasalisiert, wie übrigens auch in anderen Fällen.

Das Feminin scheint früher als *gage* 'mulher' auch in Portugal vorgekommen zu sein, denn A. Coelho, *Os Ciganos*, p. 86, führt es nach João Baptista da Silva Lopes's *História do cativeiro dos presos d'estado na Torre de S. Julião da Barra de Lisboa* (4 Bd., Lisboa

1833–1834) und der diesem Buche beigefügten Wortliste des «*calão ou algaravia dos malandros*» an. Daß andererseits *gajão* eine etwas von der ursprünglichen Bedeutung abweichende hat, erklärt sich daraus, daß man *gajão* als Augmentativ von *gajo* fühlt, das selbst ‘qualquer homem’, aber besonders ‘o que é fino e audaz’ bedeutete (Bessa, *A Gíria Portuguesa*, p. 155), heute aber, zum mindesten in der Umgangssprache, durchaus Synonym von ‘homem, sujeito, tipo’ ist.

Diese Abschweifung schien uns nicht unangebracht zu sein, um die Bildung von *calão*, bzw. dessen spanischen Ursprung zu beleuchten, zumal darüber nicht die nötige Klarheit zu bestehen scheint (cf. die ziemlich verschwommene und unsichere Angabe bei unserem Verf., p. 16).

Aus der historischen Entwicklung dieser Termini ergibt sich, daß ein wirklicher Unterschied in der Anwendung von *gíria* und *calão* nicht besteht; ersteres ist der zeitlich frühere, letzteres der spätere, erst nach der Einwanderung der Zigeuner in Spanien aufgekommene Ausdruck. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der Ausdruck *caló* durch die Zigeuner selbst nach Portugal gelangt ist. Die Zigeuner spielen in Portugal nicht die Rolle, die sie in Spanien einnehmen; sie sind alle aus Spanien, besonders aus Andalusien, eingewandert, haben sich besonders im Alentejo niedergelassen, sind aber heute vereinzelt überall anzutreffen; sie brachten ihre eigene Sprache und ihren andalusisch-spanischen Dialekt mit und sprechen auch heute meistens noch Spanisch, wenn sie sich auch daneben ein nicht sehr einwandfreies Portugiesisch angeeignet haben. Ganz ohne Einfluß ist ihre Sprache auf den portugiesischen Argot nicht geblieben, aber in die Umgangssprache haben doch nur vereinzelte Wörter Eingang gefunden, von denen *gajo* weitaus das verbreitetste ist (ich werde über die zigeunerischen Elemente im Portugiesischen demnächst an anderer Stelle berichten).

Gíria und *calão* sind also im Portugiesischen gleichbedeutende Ausdrücke, und letzterer ist gebräuchlicher als ersterer. Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, daß man zur Klärung der Terminologie *gíria* für die Sonder- oder Standessprachen gebraucht, wie es Boléo will, immer unter der Voraussetzung, daß dieser sein Vorschlag in der Öffentlichkeit oder wenigstens unter den portugiesischen Fachleuten Anklang findet. Was ist dann aber in dieser Terminologie *calão*? Boléo setzt es «*argot populaire*» gleich und stellt beide, *gíria* wie *calão*, der «*linguagem popular*» entgegen. Wenn man die Sonder- oder Standessprachen einigermaßen abgrenzen kann, so läßt sich das jedoch von «*argot populaire*» und «*langue populaire*» kaum behaupten. Nach Boléo sind *gandaia* ‘vida livre, vadiagem’, *âmbria* ‘fome’ und *gâmbias* ‘pernas’ Ausdrücke des *calão* im Sinne von «*argot populaire*», während *barre-*

gar 'berrar, gritar' und *canalha* 'o conjunto das crianças' «vocábulos claramente populares» sind. Hinsichtlich der letzteren sind wir durchaus der gleichen Auffassung, aber die zuerst genannten Wörter sind doch ganz anders zu beurteilen. *Gandaia* und *gâmbias* mögen heute ziemlich volkstümlich sein, obwohl es alte Argotausdrücke sind; *gandaia* stammt aus Spanien; *gamba* gehörte schon der alten spanischen Germania an (cf. Wagner, *Argot barcelonais*, p. 59); *âmbria* ist natürlich aus dem span. *hambre* gezogen und ist keineswegs volkstümlich, sondern ein Ausdruck des wirklichen Argots, d. h. wieder einer Sondersprache, nämlich der der lichtscheuen Elemente. Die gewollte Abgrenzung von *gíria* als «Sondersprache» oder «Standessprache» gegenüber *calão* als «argot populaire» hat eben den schweren Nachteil, daß der Argot selbst wieder eine «Standessprache» ist, und wenn aus dieser zahlreiche Ausdrücke heute in die Umgangssprache der niederen Volksschichten und gelegentlich darüber hinaus Eingang gefunden haben, so stellt sich der Mißstand ein, daß man diese beiden eben schlechterdings nicht genau scheiden kann. Jedenfalls ist es auch Boléo nicht gelungen, eine befriedigende Abgrenzung dafür zu finden, und Ferreira de Castro natürlich ebensowenig. Dieser – das muß man zu seiner Rechtfertigung sagen – ist sich der Schwierigkeit einer solchen Abgrenzung durchaus bewußt (cf. besonders p. 17 unten und p. 23 unten), und man hat den Eindruck, daß ihm selbst dabei nicht ganz geheuer ist.

Da die Sprache der Studenten von Coimbra zweifellos eine «Sondersprache» ist, und da nach den Behauptungen der Argotforscher, wie Dauzats, den Ferreira de Castro anführt, die Sondersprachen im allgemeinen nur von den Angehörigen derselben Gruppe verstanden werden und daher einen Geheimcharakter haben, muß der Verf. das wohl oder übel, der grauen Theorie zuliebe, auch von der Studentensprache von Coimbra annehmen, wenn auch mit Einschränkung, und diese Sondersprache ist auch eine «arma de defesa contra os restantes membros da sociedade» (p. 22). Daß viele Ausdrücke der Studentensprache nur von den Studenten selbst gebraucht werden und ihnen geläufig sind, wollen wir gerne zugeben; der Grund ist auch ohne weiteres einleuchtend; wer nicht Student ist oder dem akademischen Leben angehört, hat nicht das geringste Interesse oder Bedürfnis, sich dieser Ausdrücke zu bedienen; daß aber irgendeine Neigung oder gar Notwendigkeit zum Geheimhalten dieser Sprache bestehen soll, müssen wir durchaus in Abrede stellen, und daß sie gar als «Verteidigungswaffe gegenüber den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft» dienen soll, noch mehr. Es hat keinen Zweck, nur der lieben Einteilungsprinzipien wegen so fragwürdige Behauptungen aufzustellen.

In seinem Buch ist dem Verf. der erste Teil, der die eigentliche Standessprache der conimbricensischen Studenten zum Gegenstand hat, recht wohl gelungen; weniger kann man das von dem zweiten Teile behaupten, und man kann sich fragen, ob diese Zweiteilung überhaupt ihre Berechtigung hat. Denn in diesem Teile kommen neben Ausdrücken, die mindestens mit demselben Rechte im ersten Teile angebracht wären, eine Reihe von solchen vor, die man schwerlich als besonders charakteristisch für die Studentensprache ansehen kann; schon im ersten Teile kann man bei manchen Ausdrücken seine Zweifel haben. Wenn dort *barra* 'aluno ou professor sabedor; qualquer pessoa que saiba muito' (p. 48) angeführt ist, so muß man sagen, daß *barra* in dieser Verwendung auch in der Allgemeinsprache recht gebräuchlich ist, z. B.: «— *E viva o velho!* *No latinório, lá nisso, a vaidade me seja leve, era um barra!*» (Aquilino Ribeiro, *Estrada de Santiago*, p. 19); «*Caramba, que és um barra!*» (J. G. Simões, *Internato*, p. 68) usw.; *cunha* (p. 64) für eine besondere Empfehlung, sagt jedermann, auch wenn er nie Student war; *bifana* für 'bife' (p. 122) ist in Lissabon ganz geläufig; in einer Zeitungsanzeige eines Lissaboner Restaurants lese ich: «*A Argentina tem sempre mariscos, sandes, pasteis, iscas, bifanas e aperitivos*»; *bidé* 'mulher deselegante e feia' (p. 122), eig. «*Bidet*», ist in Lissabon für eine «*pessoa que não presta para nada*» ganz gang und gäbe, und wird dort auch für eine Prostituierte gewöhnlichster Art verwendet (Wagner, *Umgangssprache*, *VKR* 10, 32); *lasca* 'mulher, mulher formosa' (p. 155) wird in der Hauptstadt genau in derselben Verwendung gebraucht, und so könnte man fortfahren. Jedenfalls ist es sehr fraglich, ob alle die besonders im zweiten Teile aufgeführten Ausdrücke der «*Sondersprache*» der Studenten von Coimbra zuzuschreiben sind, und daher möchte ich, ohne das Verdienst des bescheidenen Verfassers zu schmälern, mich fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, die Wortlisten auf das wirklich Studentische zu beschränken, und ob es nicht angezeigt wäre, statt subtiler Einteilungs- und Abgrenzungsprinzipien auf die Geschichte der Wörter einzugehen und diese zu verfolgen, soweit es möglich ist. Daß dies nicht leicht und in vielen Fällen nicht möglich ist, weil es an Vorarbeiten fehlt und die Wörterbücher nicht genügend zuverlässig sind, gebe ich ohne weiteres zu. Die wenigen Ansätze, die sich hierzu in Ferreira de Castros Buch finden, sind nicht gerade sehr glücklich zu nennen. Bezuglich *caloiro* (p. 57) gibt er die alte Deutung als *kalógeros* wieder und behauptet, Meyer-Lübke habe diese angenommen; wer aber das *REW* 4665 einsieht, wird finden, daß Meyer-Lübke diese Erklärung als «*begrifflich nicht gestützt*» erklärt und auch das *calvus*, das Carolina Michaelis vorgeschlagen hat, ablehnt. Spitzer, *ZRPh.* 53 (1933), 287 glaubt, die Grundbedeutung

sei «faul» (cf. *calaca*, *calaceiro*); Piel, *Biblos* VIII, p. 391, denkt an *baccalaureus* oder an Zusammenhang mit *calão* «homem indolente, calaceiro», Deutungsvorschläge, die Ferreira de Castro nicht erwähnt. Ich glaube vielmehr, daß, wer *caloiro* erklären will, auf span. *caloyo* 'cordero o cabrito recién nacido' (besonders in Nordspanien nachgewiesen); alav. *caloyo* 'quinto, nuevo o bisoño' (Baráibar 64), ebenso in Murcia (Sevilla 49) Rücksicht nehmen müßte, ohne daß ich vorderhand eine befriedigende Deutung vorschlagen könnte. Den portugiesischen Philologen sind ja leider gewöhnlich die spanischen Sprachverhältnisse unbekannt; man hat oft den Eindruck, als bildeten sie sich ein, Portugal sei eine abgeschlossene Welt für sich. – Ganz zu verwerfen sind Angaben wie für *esmonar* 'cortar o cabelo (aos caloiros ou bichos)' (den jungen Semestern wird, wenn sie gegen die Vorschriften der «*praxe*», d. h. des Universitätskomments, sich nach einer gewissen Abendstunde ohne schützende Begleitung auf den Straßen zeigen, von den älteren zur Strafe das Haar geschoren) aus *ex + mona* 'Kopf' im Argot + *ar* (p. 68); solche lächerlichen Ungetüme oder Pseudoetymologien müßten endgültig aus wissenschaftlichen Arbeiten, aber auch aus einer gewissen akademischen Praxis, alles und jedes in eine Schablone zu pressen, verschwinden und einer sprachwissenschaftlich vernünftigeren Betrachtungsweise Platz machen.

Dem Verfasser vorliegender Arbeit wollen wir damit keinen Vorwurf machen; er ist eben in mancher Hinsicht ein zu gelehriger Schüler gewesen. Seine Arbeit ist im Gegenteil eine sehr verdienstliche, durchaus ehrliche und fleißige, und ist schon deshalb anzuerkennen, weil sie zum erstenmal den Wortschatz einer portugiesischen Sondersprache möglichst vollständig verzeichnet und damit auch von dem Leben und den Gewohnheiten des heiteren Studentenvolkes in «Mondego-Athen» einen Begriff gibt.

Coimbra

Max L. Wagner.

*

J. A. CAPELA E SILVA, *Estudos Alentejanos. A Linguagem Rústica no Concelho de Elvas*. Lisboa, Edição da Revista de Portugal, 1947. 212 p.

Der Alentejo, die größte Provinz Portugals, unterscheidet sich in mancher Hinsicht von den übrigen Gegenden des Landes. Ein weites, unübersehbares Flachland mit gut angebauten Feldern und den auf kleinen Anhöhen liegenden Meierhöfen, den *Montes*; rauh und kalt im Winter, ungemein heiß im Sommer, ist er geographisch, klimatisch und wirtschaftlich von allen übrigen Landschaften Portugals verschieden. Ackerbau, Viehzucht und Korkeichenpflege sind

die hauptsächlichen Beschäftigungen der Bevölkerung, und auch ihr Wortschatz weist besonders auf diesen Gebieten seine Eigen-tümlichkeiten auf. Über die sprachlichen Erscheinungen des Alentejo gibt es zahlreiche Beiträge, die in den Bänden der *Revista Lusitana* und in anderen Zeitschriften und auch in einigen Sonderver-öffentlichungen zerstreut sind (viele lexikalische Elemente sind in das Wörterbuch von Cândido de Figueiredo übergegangen).

Trotzdem darf auch diese neue Veröffentlichung lebhaft begrüßt werden. Ursprünglich auf verschiedene Hefte der verdienstlichen, von Álvaro Pinto herausgegebenen *Revista de Portugal* verteilt, wurden nun diese Artikel in Buchform zusammengefaßt. Es sind alphabetisch angeordnete lexikalische Listen, aber mit zahlreichen Exkursen über die ländlichen Gewohnheiten, die Namen und den Gebrauch einzelner Gerätschaften und sonstigen ethnographisch-folkloristischen Bemerkungen, die freilich manchmal etwas zu weit abführen und in keinem richtigen Verhältnis zum übrigen Inhalt stehen. Auch in den Wortlisten wird zu viel mitgeschleppt, was, genau besehen, nicht eigentlich charakteristisch für den Alentejo ist, sondern sich auch sonst im Lande findet. Doch wollen wir mit dem Verfasser nicht so streng ins Gericht gehen; er ist kein Linguist von Fach, sondern ein Liebhaber, der seine Gegend gut kennt und das, was er für wichtig oder interessant hält, mitteilt.

Kein Wunder also, daß er sich über die Fragen von wirklich linguistischem Interesse, die sein Material aufwirft, nicht im mindesten im klaren ist.

Daß z. B. gewisse charakteristische Ausdrücke der landwirtschaftlichen Terminologie des Südens arabischen Ursprungs sind, scheint der Verf. nicht zu ahnen. Der ausgezeichnete Aufsatz *O elemento árabe na linguagem dos pastores alentejanos* des Conde de Fialho in der Zeitschrift *A Tradição*, Jahrg. I (Lisboa 1900) ist ihm unbekannt und natürlich auch unsere an diesen anschließenden Aufsätze *Sobre alguns arabismos de português* (Coimbra 1934, *Publicações do Instituto Alemão da Universidade de Coimbra, Separata de Biblos* X [1934], 31 p.) und *Aditamentos às Nótulas sobre alguns arabismos do português* (Separata de *Biblos*, vol. XVII, 2, Coimbra 1941, 16 p.). So kommt es, daß er einen Ausdruck wie *charepe* 'pequeno lavrador' (p. 60 ss.) für eine Entstehung von *carepa* 'crosta, caspa' hält, was natürlich lautlich wie begrifflich ein Unding ist (cf. über die arabische Herkunft des Wortes *Aditamentos*, p. 5 s.), und *farroupo* 'porco que tem mais de um ano' (p. 94 s.) mit *ferropea* in Zusammenhang bringen will, weil den Schweinen ein eiserner Ring durch die Nase gezogen wird, um sie am Wühlen zu verhindern, während die Herkunft des Wortes von arab. خروف (*harūf*) feststeht (*Arabismos*, p. 20 und N). Und

so glaubt er, daß *ceifões*, die Bezeichnung der charakteristischen ledernen Überziehhosen, deren sich die Landarbeiter bedienen, von *ceifa* 'Ernte' herkomme, da solche Hosen auch bei den Erntearbeitern getragen werden; doch heißen diese Hosen in anderen Gegenden Portugals *safões* und in Spanien *zahones* oder *zahonas*, und wenn auch die Herkunft dieses Wortes nicht sichersteht, so kann man doch mit aller Bestimmtheit sagen, daß das Wort nicht von *ceifa* kommt, wenn auch in der alentejanischen Form diese Vorstellung hereinspielen mag.

Von den spanischen Verhältnissen und dem spanischen Sprachgebrauch hat der Verfasser wie die meisten seiner Landsleute kaum eine Ahnung; zwar führt er verschiedentlich Stellen aus dem D. Quijote an, meist wo sie ganz unangebracht und nichts beweisend sind; dagegen ist es nicht ohne Bedeutung, festzustellen, daß die Sprache des Alentejo manche Elemente aufweist, deren Herkunft aus Spanien nicht bezweifelt werden kann und die im übrigen Portugal, so viel wir wissen, nicht üblich sind, so etwa: *baia!* (p. 31) 'expressão de espanto ou de admiração' («*baia, um bruto!*»), also ganz im Sinne des span. *¡vaya!*; *empalagoso* (p. 78) 'maçador, pessoa que provoca aborrecimento, irritante', das sich schon durch *-l-* als Hispanismus erweist (cf. REW 6369); *espavilado* (p. 92) 'desembaraçado, com expediente, inteligente' (echt port. *pavio* 'Docht'); *lhantra* (p. 111) 'barra de ferro para aros de rodas' = span. *llanta* 'Felge'; *rézio* (p. 168) 'duro, rijo' = span. *recio* (gegenüber port. *rijo*)¹; *saraço* (p. 180) 'verdoengo, mal maduro, incompletamente maduro (os cereais)' = span. *zarazo* 'id.'; *sirole* (p. 188) 'susto' = span. *cerote*, das in Spanien zunächst, wie *cera* auch 'excremento humano' bedeutete, dann aber für 'Furcht' gebraucht wird, wie andere begrifflich ähnliche Ausdrücke (cf. Verf., in RFE 10 [1923], p. 78, unt. *julepe*; *Argot barcelonais*, p. 43, unt. *cagalló*); *sombracho* (p. 191) 'espécie de latada coberta com ramos de árvore para fazer sombra nas eiras' = span. *sombrajo* 'id.' (das eigentlich portugiesische Wort ist *sombral*); *sura* (p. 192) 'pombo bravo, pequeno' = span. *zura*, *zurita*; *tronga* (p. 203) 'tonta, mulher mal educada, amalucada', das unter den spanischen Zigeunern im Sinne von 'Hure' gebräuchlich ist (Mayo; Rebolledo 102) und in dieser Bedeutung in den portugiesischen Calão übergegangen ist. Und da ja, wie bekannt ist, die portugiesischen Zigeuner aus Andalusien stammen und sich hauptsächlich im Alentejo niedergelassen haben, sind durch sie und auf diesem Wege manche Ausdrücke der spanischen Germania und

¹ Kommt auch in der Beira vor; Jaime LOPES DIAS, *Etnografia da Beira*, Vol. VI (Lisboa 1942), p. 266, verzeichnet für Vale-de-Lôbo: *está rézio* 'está cheio'.

auch des eigentlichen Zigeunerischen nach Portugal verschleppt worden (hinsichtlich *tronga* hat das schon Coelho, *Os Ciganos*, p. 161, angenommen). Auch einige andere Wörter sind noch zu erwähnen, so *pataca* (p. 135) 'tabaqueira', das nichts anderes ist als span. *petaca*, 'Zigarrentasche', aus dem Mexikanischen, aber heute in dieser Bedeutung ganz eingebürgert; und *ervelhana* (p. 90) 'amendoim', das ohne Zweifel das andalus. *arvellana* (für *avellana*) ist, das in Sevilla, z. B. für 'Haselnuß' und auch für 'Erdnuß, Erdpistazie' gebraucht wird.

Auch sonst hindert die mangelhafte Kenntnis des Spanischen oft die richtige Deutung und Einreihung der Wörter. P. 99 wird *forra* 'fêmea que não pariu' angeführt; die Definition ist wohl kaum ganz eindeutig, da man annehmen müßte, der Ausdruck könne auch auf Frauen angewendet werden; in Wirklichkeit wird er nur für Tiere gebraucht; Figueiredo definiert es besser «diz-se da ovelha que não foi lançada ao carneiro ou que não está prenhe», und so bringt Jaime Lopes Dias für die Beira: *fôrra* 'vaca, ovelha, cabra, etc., que não engravidou' (*Etnografia da Beira*, Vol. VI (1942), p. 271). Es ist wieder ein Arabismus der ländlichen Terminologie und trifft sich mit hocharagon. *aforra* 'yegua que no criá nunca' (Kuhn, *RLiR* 11, 219, der es allerdings für eine Ableitung von dem gelehrten griechischen Worte *aforia* 'Unfruchtbarkeit' hält!); katal. (Gerona) *forra* 'estéril, que no engendra' (*vaca, ovella forra*; auch *dona forra*: Dicc. Aguiló), dazu (Vallecebre) *esforrar-se* 'avortar l'ovella quan el fetus és molt petit' (*ib.*); also eig. 'befreien', wie allg.-span. in älterer Zeit *ahorrar (de)* 'librarse de, quedar sin'; aragon. *ahorrar* 'aligerarse de ropa' (Borao, p. 109); *forro* 'ahorrado de ropa' (*ib.* 174); salmant. *ajorrarse* 'quitarse la ropa, aligerarse de ropa' (Lamano, p. 202), alles Ableitungen von *forro*, *horro* 'frei' (libre, exento) = arab. *hurr* (cf. Steiger, *Contribución*, p. 254).

malhada (p. 115) 'a choça ou cabana do pastor, o aprisco' kommt auch nicht von *malhar* 'dar muitas vezes' her (das zu *malho* = *mal-leus*, *REW* 5268 gehört), sondern ist mit gleichbedeutendem span. *majada* zusammenzustellen, also nach García de Diegos schöner Begründung, *Contrib.*, no. 376 aus *maculata* (*REW* 5212). Auch bei *puvilhal* (p. 156) 'o gado do pastor que, por ajuste, anda junto com o do patrão' erkennt der Verf. anscheinend nicht die Identität mit *pegulhal*, das heute nach Figueiredo veraltet ist, aber noch in der Provinz (Beira und Alentejo), genau im Sinne des von Capela e Silva angeführten Dialektausdrucks gebraucht wird, was mit mure. *piojar* 'pequeña porción de ganado, etc.' (Sevilla, p. 152); andal. *pegullo* 'hato pequeño' (Alcalá Venceslada, p. 298) übereinstimmt.

Bekanntlich enthält das Portugiesische nicht wenige Hispanis-

men, die nicht immer leicht von den echt portugiesischen Wörtern zu unterscheiden sind; maßgebend für ihre Beurteilung sind in erster Linie die lautlichen Verhältnisse; aber wichtiger noch würde die Geschichte ihres Eindringens sein. Viele stammen aus früheren Jahrhunderten, aus einer Zeit, wo die Kenntnis der spanischen Sprache in Portugal sehr verbreitet war und das Land einige Zeit lang auch politisch Spanien angegliedert war; aber ganz ist der Strom der spanischen Eindringlinge nie versiegt, und gerade der Alentejo stellt ein Einfallstor für diese dar, da gerade zwischen dieser Landschaft und Spanien die Grenze nicht so geographisch abgeschlossen ist wie sonst, und auch weil, wie schon erwähnt, durch die aus Spanien kommenden und hauptsächlich im Alentejo angesiedelten Zigeuner zweifellos mancher Ausdruck verschleppt und eingeführt wurde. Es gibt im Portugiesischen Wörter von zweifellos spanischer Herkunft, die sich eingebürgert haben, ohne daß man vorderhand genau die Wege verfolgen könnte, auf denen sie eingedrungen sind; ich erwähne nur, um ein charakteristisches Beispiel herauszugreifen, *coelheira* 'parte dos arreios dos cavalos de tiro, que lhes cinge o pescoço'; ein span. **cuellera* gibt es, soviel ich weiß, nicht, aber daß das portugiesische Wort von span. *cuello* stammt, dürfte klar sein. Eine Geschichte der Hispanismen des Portugiesischen würde jedenfalls eine nützliche und dankbare, wenn auch nicht ganz leichte Aufgabe sein.

Wenn der Verf. (p. 184) den merkwürdigen Ausdruck *sericá* 'bolo feito de leite, ovos, farinha de trigo e açúcar', also eine Süßspeise, die nach seinen Angaben besonders beliebt ist und bei den großen festlichen Gelegenheiten verspeist wird, mit *sericatus* 'vestido de seda' erklären will, weil diese Süßspeise 'distingue-se pelo seu accinado opulento, a sobressair da vulgar doçaria', so kann man diese Ableitung nicht ernst nehmen; Figueiredo verzeichnet ein *siricaia* 'iguaria em que entram principalmente ovos, leite e açúcar', das offenbar mit dem alentejanischen Worte identisch ist; nach ihm wäre es ein malaiisches *sirikaya*, was ich nicht nachprüfen kann, was aber jedenfalls wahrscheinlicher ist als die Annahme des Verf.

Wenn der Verf. bei manchen Artikeln zu sehr ins Breite geht und sich in überflüssigen Einzelheiten verliert, so sind in anderen Fällen wieder seine Angaben zu lakonisch gehalten. Was soll man von *boia* 'toucinho' (p. 37) halten? Nach Figueiredo würde es sich um einen Calão-Ausdruck handeln. Verständlich wird dieser Ausdruck erst durch die Angabe bei Alberto Bessa, *A Gíria Portugueza*, Lisboa 1901, p. 56, wo *boia* als 'sopa de pão; pedaço de toucinho que aparece no caldo' gegeben wird; es ist also ein ursprünglich scherhaftes Bild: das in der Suppe schwimmende Stück Speck wurde als «Boje» bezeichnet. Man möchte nun gerne wissen, ob *boia* auch im

Alentejo ein solcher Calão-Ausdruck ist oder ob es sich verallgemeinert hat.

Wenn der Verf. auch bei den eigentlich wissenschaftlichen Fragen jedesmal versagt, wenn er solche anschneidet, so wollen wir doch gerne anerkennen, daß sein Band ein reiches Material, ausführliche Definitionen und sachliche Erläuterungen bringt, und wir wollen auch die Abbildungen nicht vergessen, die sehr nützlich sind. Besonders interessant sind die Wiedergaben von Holzfiguren, wie dem Säer (*semeador*), der die Titelseite schmückt, die Werke des Verfassers selbst sind und jedem ethnographischen Museum zum Schmucke gereichen würden.

Max L. Wagner.

